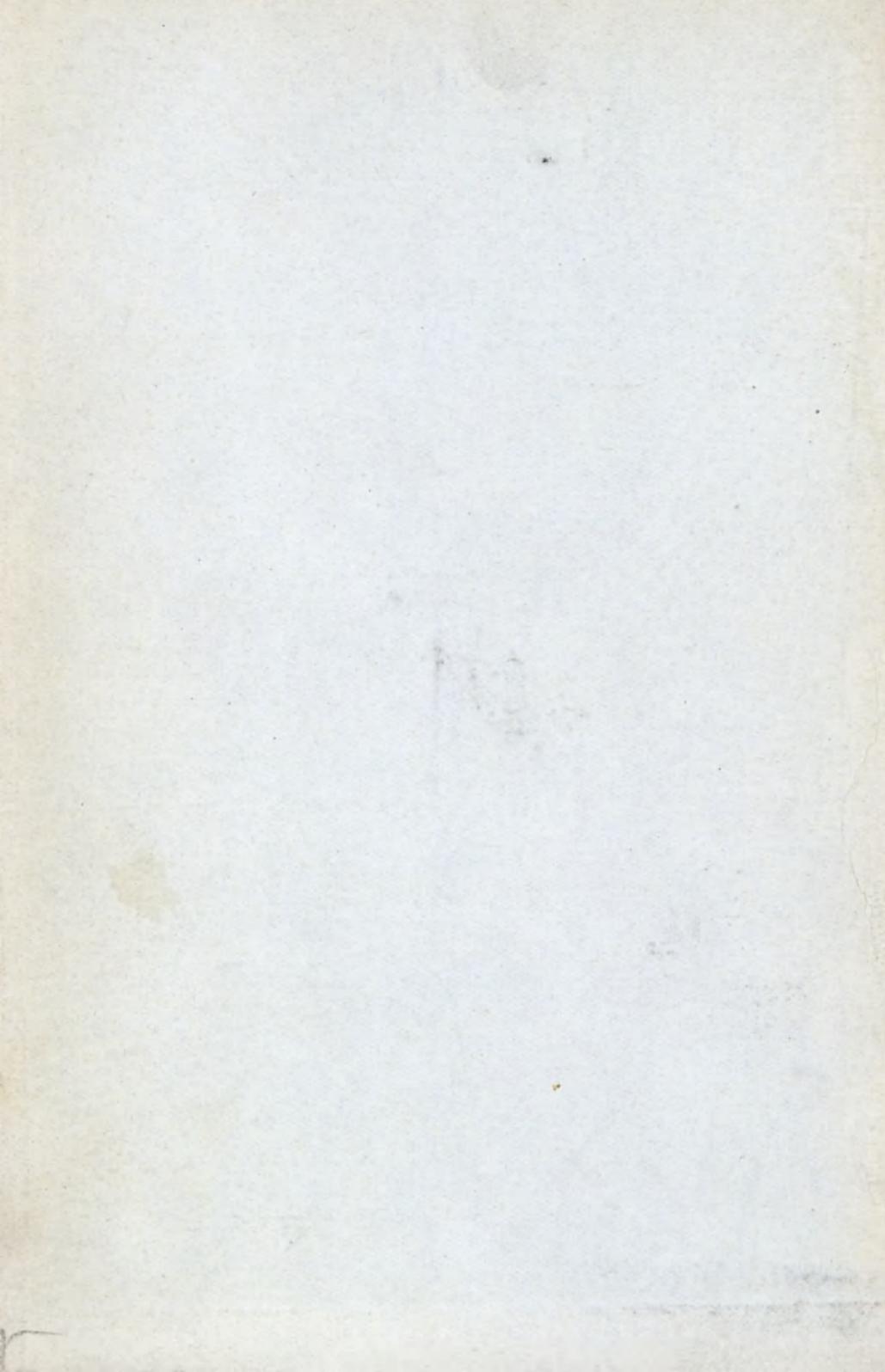


AUFHALTEN  
SCHLESISCHEN  
STÄDTE



DR. PAUL  
KNÖTEL



# Pracownia Śląska

*Dr. Günther v. Soden 87108*

6145-867



# Aus alten schlesischen Städten

von

Professor Dr. Paul Knötel



---

Verlag v. Seege, Schweidnitz

1928

1170  
I.



25.000,-

X-1323	
1170	I

# Inhalts - Verzeichniss

Die Entstehung der deutschen Städte in Schlesien . . . . .	5
Der Marktplatß . . . . .	14
Von Kirchen und Schulen . . . . .	30
Die Umwehrung der Stadt . . . . .	47
Kriegszeiten . . . . .	60
Tage der Not . . . . .	73
Alltagsleben . . . . .	86
Festliche Tage . . . . .	102
Das Schloß . . . . .	112
Im letzten Jahrhundert . . . . .	120





# Die Entstehung der deutschen Städte in Schlesien

Nach Ostland wollen wir reiten,  
Nach Ostland wollen wir fort —  
All über die grünen Heiden,  
Frisch über die Heiden;  
Da finden wir besseren Ort.

Den Deutschen zeichnet seine Liebe zur Heimat aus, aber ein starkes Gefühl zieht ihn ebenso in die Fremde. Das war schon in alter Zeit der Fall, von den Zügen der Kimbern und Teutonen noch ein Jahrhundert vor Christi Geburt an bis zu den Tagen der großen Völkerwanderung, wo Tausende und aber Tausende ihre alten Wohnsitze verließen und von allen Seiten in die Grenzen des mächtigen römischen Reiches einbrachen. Mit dem Schwerte in der Hand gewannen sie sich inmitten der anderssprachigen, hochzivilisierten Bevölkerung in Gallien und Spanien, in England und Italien, ja selbst im fernen Afrika neuen Grund und Boden. Aber im Laufe der Jahrhunderte verloren sie hier ihre Sprache und ihr Volkstum, wurden zu Franzosen und Spaniern, zu Engländern und Italienern.

Und nachdem wieder Jahrhunderte ins Land gegangen waren, ergriff von neuem die alte Wanderlust viele Tausende von deutschen Bürgern und Bauern. Jetzt ging ihre Fahrt nach Osten, wie es uns ein altes flämisches Lied schildert, dessen ersten Vers wir diesem Abschnitt vorgelegt haben. Hier lockten allerdings keine großen Städte, keine reichen Fluren, wie im alten Römerreiche. Inmitten mächtiger Wälder, auf weiter Heide oder ödem Unland lebte in der großen Ebene die zurückgebliebene slawische Bevölkerung in kleinen Orten, von denen auch die größeren kaum den Namen von Städten verdienten. Noch stand hier der Ackerbau auf tiefer Stufe; mit der Hacke ritzte man auf unvollkommene Weise den Boden, um ihm die Saat anzuvertrauen, damit sie dem Menschen Frucht trage. Noch lagen weite Strecken brach und unbebaut und harrten der

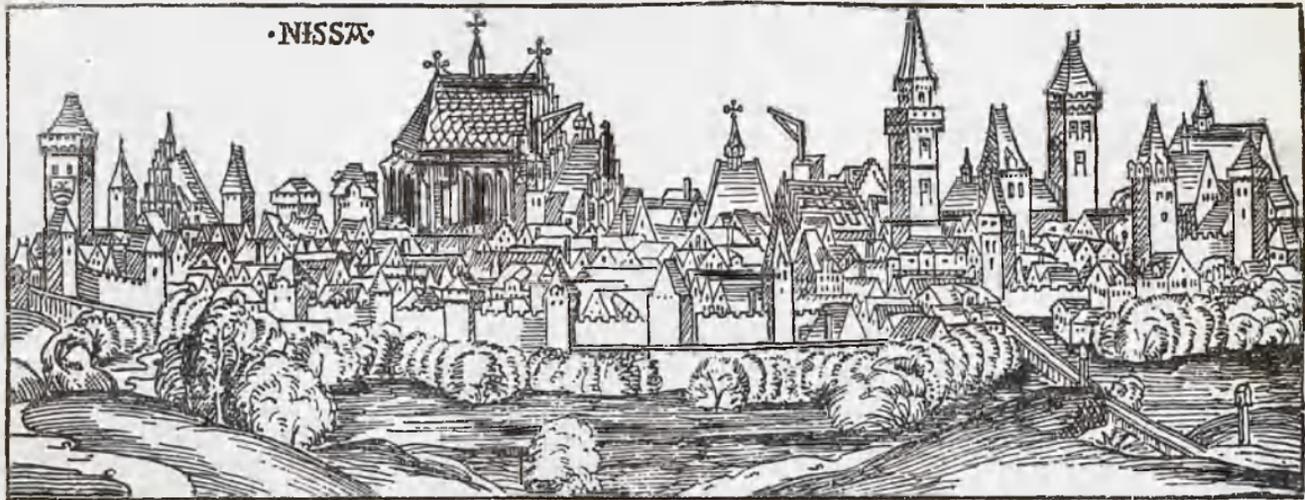


Menschen, die sie in fruchtbare Ackerflur umwandeln könnten. Das war es, was die deutschen Bauern lockte, aber auch die Bürger, die sich außerdem durch Handwerk und Handel inmitten der slawischen Bevölkerung reichen Gewinn versprachen.

Der Anstoß dazu ging meist von den slawischen Fürsten selbst aus, in Schlesien von den Piasten. Von diesem alten Fürstengeschlechte war ein Zweig auf dem Boden unserer Provinz seit dem Jahre 1163 fast völlig unabhängig von dem Polenreiche geworden. Manche von ihnen waren schon früher mit deutschem Wesen bekannt geworden und hatten eingesehen, welchen Vorteil es ihrem Lande bringen könne, wenn sie die betriebsamen Deutschen herbeiriefen und auf ihrem Grunde und Boden ansiedelten, wie sich vor allem auch ihre eigenen Einkünfte steigern würden. Deshalb schickten sie Unternehmer — Agenten würden wir heut sagen — nach Deutschland, um Ansiedler zu gewinnen. Sie versprachen diesen im Namen der Fürsten Land und für eine Anzahl von Jahren völlige Steuerfreiheit, vor allem aber auch, daß sie ihr eigenes Recht als freie Leute behalten sollten, während die slawische Bevölkerung selbst zumeist unfrei war und von den Erträgnissen ihrer Felder und des Fischfanges schwer zinsen mußte.

Von den aussichtsreichen Versprechungen angelockt, machten sich im Laufe der Zeit Hunderte von Bürgern und Bauern auf den Weg ins ferne Ostland am Ufer der Oder und am Fuße des mächtigen Gebirgswalles der schlesischen Berge. Hoffnungsfreudig beluden sie ihre hölzernen Wagen mit dem Hausrat und setzten ihre Frauen und Kinder oben auf, stiegen selbst zu Pferde und begleiteten den Zug, während ihr Vieh in ihm her getrieben wurde. Weit und beschwerlich war der Weg, die Landstraßen, auch im deutschen Lande, noch schlecht. Aber die Hoffnung auf Landgewinn ließ sie alle Fährlichkeiten der Wanderung guten Mutes bestehen. Wenn sie sich dem Ziele ihrer Fahrt näherten, ritt ihnen wohl ein Abgesandter des Fürsten entgegen, um ihnen die Stätte zu zeigen, wo sich der neue Ort erheben sollte, und ihnen die dazu gehörige Feldflur anzuweisen. Die war schon vorher ausgemessen und der Plan der Anlage bestimmt worden.

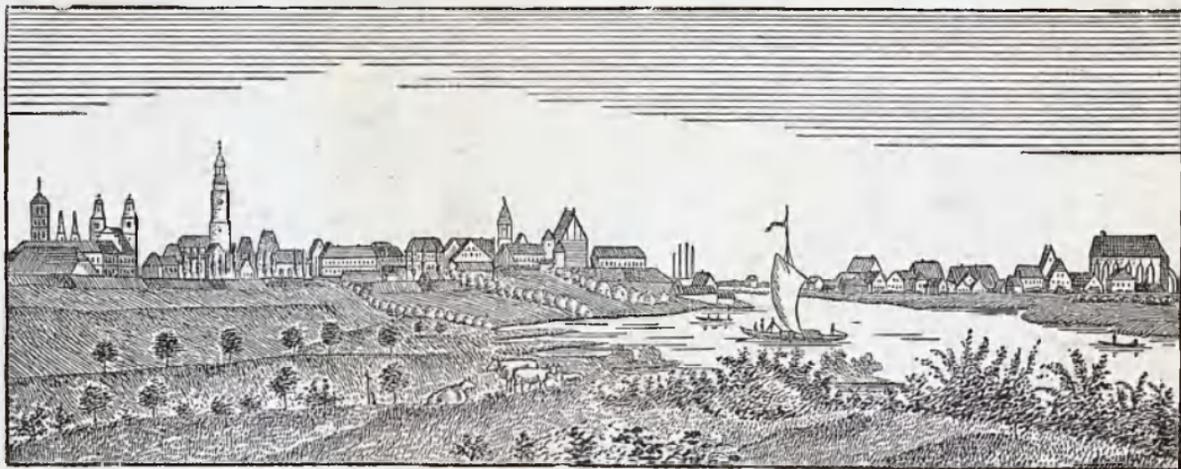
•NISSA•



Reiße im Jahre 1493

Wie das geschah, vermögen wir noch heut in den meisten Fällen ziemlich genau anzugeben, wenn sich auch seitdem gar vieles verändert hat. In der Mitte der zu gründenden Stadt wurde ein großer freier Platz ausgespart, der als Markt für den Ort und dessen engere und weitere Umgebung dienen sollte. Er bildete ein Quadrat oder ein längliches Rechteck. Um ihn herum wurden an allen vier Seiten gleichgroße Grundstücke abgesteckt, auf denen sich dann die Häuser der bevorzugten Bürger erhoben. Im rechten Winkel zu den Seiten des Marktplatzes mündeten die Hauptstraßen ein und führten von da aus meist in gerader Richtung, so daß sich die einzelnen Viertel, allerdings ohne peinliche Genauigkeit, als Rechtecke darstellten. Erst in der Nähe der geplanten Tore bogen sie leicht um, und an ihnen vereinten sich wohl zwei der zu dem Hauptplatz oder Ring führenden Straßen. In der Nähe desselben war gewöhnlich ein zweiter Platz abgesteckt. Auf ihm sollte sich die Pfarrkirche erheben, rings von der Begräbnisstätte, dem Kirchhofe, umgeben, den später eine Mauer abschloß. So gibt sich die ganze Anlage als eine bewußte Planung zu erkennen, während die Städte im westlichen und mittleren Deutschland dem Besucher zumeist durch die Unregelmäßigkeit ihrer Straßen und Plätze auffallen und dadurch beweisen, daß sie meist ohne bestimmten Plan allmählich, häufig aus verschiedenen Siedlungen um eine Burg oder eine Kirche herum, entstanden sind. Wichtig war es für die neue Stadt, daß sie durch Befestigungen, Wall, Graben und Mauer, gegen feindliche Angriffe gesichert war. Wie das geschah, werden wir in einem späteren Abschnitt sehen.

Wenn es anging, hatte man den Platz zu der neuen Stadt schon so gewählt, daß er von Natur aus geschützt war, auf einer Anhöhe, die nach einer oder mehreren Seiten steil abfiel, an einem Flusse oder am Zusammenflusse von zweien. Besser noch, wenn das alles zusammentraf. So liegt die oberschlesische Stadt Krappitz auf einem Hügel, der durch Oder und Hokenplog noch besonders fest ist. Neben diesem Umstande war für die Platzwahl vor allem auch die Lage an Land- oder Wasserstraßen von größter Bedeutung. Sehen wir uns daraufhin einmal eine Karte von Schlesien



Glogau um 1830

an, so erkennen wir sofort, wie die Mehrzahl der Städte sich auf solchen aufreht. Da ist an erster Stelle die Oder zu nennen, dann auch die Glazer Meisse, an der die Hauptorte der Grafschaft Glaz, dann noch Patschkau, Dittmachau, Meisse liegen. Jede dieser Städte bezeichnet und bewachte eine bedeutsame Übergangsstelle. Eine wichtige Straße, die Breslau mit Krakau verband, hat auch auf dem Boden Oberschlesiens eine Stadt hinter der anderen entstehen lassen. Endlich sei noch die Straße erwähnt, die am Nordrande der Sudeten sich hinzieht; wo vom Gebirge her Paßstraßen sie durchschneiden, haben sich größere Orte entwickelt, so z. B. das schon genannte Meisse, Schweidnitz und Görlitz.

Von der Gründung der Städte wissen uns auch ihre Namen zu erzählen. Wer sich auf sie versteht, der merkt bald, daß die Mehrzahl derselben nicht deutschen Ursprungs sein kann, sondern vielmehr der slawischen Sprache angehört. Das gilt z. B. für die zahlreichen Namen auf *itz* und *witz*. Aber auch die Namen auf *au* haben nichts mit dem deutschen Worte Aue zu tun, Breslau heißt ursprünglich Broclaw, Glogau Glogow. Wir wundern uns nun wohl, daß deutsche Siedlungen undeutsche Namen haben. Das kommt aber daher, daß sehr viele von ihnen sich an ältere slawische Siedlungen angeschlossen und von ihnen den Namen entlehnten. In anderen Fällen nahmen sie ihre Benennung von einem etwas entfernten slawischen Dorfe her, das nun die Vorsatzsilbe *Alt* erhielt. So gibt es bei den gleichnamigen Städten ein Dorf *Alt-Jauer*, *Alt-Guhrau*, *Alt-Patschkau* u. a. Dagegen fällt es uns auf, daß die meisten Städte im Gebirge deutsche Namen haben. Das schreibt sich daher, daß die Polen, als sie auch in Schlesien erschienen waren, als Volk der Ebene diese für ihre Niederlassungen vorgezogen hatten und nur ganz vereinzelt auch ins Gebirgsland eingedrungen waren.

Der Unternehmer, meist ein deutscher Mann adliger Abstammung, erhielt von dem Fürsten das Amt des Vogtes, das in seiner Familie erblich blieb, weshalb er auch als *Erbvogt* bezeichnet wurde. Er empfing einen größeren Anteil an den der Neugründung zugewiesenen Äckern, Gärten und Wäldern, alles frei von Zehnt und Zins. Im Namen

seines Herrn übte er die Gerichtsbarkeit aus und genoß auch sonst manche Vorrechte.

Der deutschen Bürger, die er herbeigeführt hatte, harrte zunächst gar mancherlei schwere Arbeit. Da mußte vielleicht gar noch der Wald zum Teil gerodet werden. Namen wie Neurode lassen das erkennen. Dann galt es die Äcker anzulegen, zu bebauen, vor allem auch sich in roh zusammengezimmerten Häusern häuslich einzurichten. So konnten sie natürlich zuerst noch keine Abgaben zahlen und erhielten daher je nach den Umständen vier bis zwölf Freijahre. Im Laufe der Zeit empfanden die Bürger die Herrschaft des Vogtes in ihrer Gemeinde als drückend; sie kauften ihm daher, wenn auch nicht überall, seine Rechte gegen eine Geldsumme ab und setzten nun Bürgermeister und Ratmänner an ihre Spitze. Erst dadurch wurden die Städte ganz zu freien Gemeinwesen.

Der Zustrom deutscher Einwanderer muß in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, nachdem der Ansturm der wilden Mongolenhorden ausgetobt hatte, sehr groß gewesen sein. In dieser Zeit entstand die Mehrzahl der Städte; allmählich aber ließ die Zuwanderung nach, und nun setzten die Fürsten und die Vögte auch slawische Leute in den neu gegründeten Städten ein und gaben ihnen die Rechte deutscher Bürger. Dadurch sind vielfach auch Polen zu Deutschen geworden, aber in den Städten auf dem rechten Oderufer, wo auch der Ackerboden nicht so fruchtbar wie auf dem linken war, blieb bis in neuere Zeit die polnische Bevölkerung vorherrschend. Die älteste deutsche Stadt auf dem Boden Schlesiens, deutsch nach der Herkunft ihrer Bewohner und auch dem Namen nach, war Löwenberg, das 1217 von Heinrich I., dem Gemahl der hl. Hedwig, begründet wurde.

Löwenberg gehörte zu den Städten, die Bergbau trieben, ebenso das benachbarte Goldberg, das davon auch seinen Namen erhalten hat. Andere Bergstädte aber sind erst am Ende des Mittelalters entstanden, so Gottesberg, Silberberg, Tarnowitz. Die Gründung anderer Städte hatte damals schon aufgehört. Erst in neuester Zeit sind im oberschlesischen Industriebezirk zwei neue Städte, Rattowitz

Is. Schur  
F. 22



Aus Silberberg

und Königshütte, vor rund einem halben Jahrhundert entstanden.

Wenn Schlesien heut zum größten Teil ein deutsches Land ist, so verdankt es das den wackeren deutschen Bürgern und Bauern, die sich im Laufe des Mittelalters hier niederließen. Wir wollen aber auch der Fürsten nicht vergessen, die erkannt hatten, welchen Vorteil deren Ansiedlung ihren Gebieten brachte, und die darum das Werk der Einwanderung in die Wege geleitet hatten.

# D e r   M a r k t p l a z

Als man die deutschen Städte in unserem Lande anlegte, wurde, wie wir gesehen haben, in ihrer Mitte ein großer freier Platz ausgespart. Er wird mit einem bis jetzt noch nicht genügend erklärten Worte Ring genannt. Daneben wird er auch mit dem Namen Markt belegt und gibt dadurch zu erkennen, welchem Zwecke er diente. Wer sich eine Baustelle an einer seiner vier Außenseiten erwerben konnte, der war vor den anderen Bürgern des Ortes bevorzugt. So wohnten denn hier ursprünglich die wohlhabendsten Leute. Allerdings legte man früher auf gemütliches und bequemes Wohnen noch kein so großes Gewicht wie heut. Auch die reichsten Leute bauten ihre Häuser ursprünglich aus Holz und Lehm und deckten sie mit Schindeln. Allmählich aber trat doch ein Wandel ein, und, wenigstens in den größeren Städten, fing man an, die Häuser an den Hauptstraßen und -plätzen aus Ziegeln aufzuführen. Gewöhnlich war ein solches Wohngebäude nur drei Fenster breit, wie wir es noch heut in zahlreichen älteren Städten sehen können. Der Stolz des Bürgers auf sein Heim aber gab sich dadurch zu erkennen, daß er es mit einem stattlichen Giebel schmückte, wohl sogar von einem kunstreichen Maler an der Außenwand bemalen ließ. Solchen Schmuck in sogenannter Sgraffitomalerei (schwarz eingeritzte Umrißzeichnung auf weißem Grunde) zeigt heut wieder ein altes Haus am Ringe in Liegnitz, nachdem die spätere Lünche wieder beseitigt worden ist. Es führt wegen seines runden Erkers den seltsamen Namen Wachtelkorb. Gern schmückte der Besitzer sein Haus auch mit einer schönen Steinumrahmung um die Haustür. Durch diese betrat man oft eine weite, gewölbte



Der Wachtelkorb in Liegnitz

**Halle**, die meist die ganze Breite des Hauses einnahm. Oft aber war um den ganzen Ring herum der vordere Teil jedes Hauses in der Tiefe einer Stube frei gelassen, so daß man in einem gedeckten Gange rings um den Platz herumgehen konnte. Das sind die sogenannten Lauben. Weil sie aber den vorderen Raum wegnahmen und die dahinter liegenden Zimmer finster machten, hat man sie vielfach, zum Teil schon am Ende des Mittelalters, zugemauert und zum Hause selbst gezogen. In Hirschberg und Tauer sind sie jetzt noch vollständig erhalten, in manchen Städten, z. B. in Striegau, wenigstens teilweise. Jedenfalls machen diese Lauben einen sehr malerischen Eindruck. Unter ihren Wölbungen stellen noch heut die dort wohnenden Kaufleute und Handwerker ihre Waren zum Verkauf aus und erinnern uns so daran, daß wir an der Stelle des alten Marktverkehrs stehen.

Ursprünglich war der ganze Marktplatz unbebaut. Hier legten die Verkäufer ihre Waren auf Bänken aus. Daran gemahnen die in manchen Orten noch gebräuchlichen Namen Fleischbänke, Brotbänke u. a. für die engen Gassen, die wir zwischen den in der Mitte des Ringes gelegenen Häusern finden. Es war schließlich natürlich, daß die Kaufleute und Handwerker später diese Verkaufsstände mit obrigkeitlicher Erlaubnis als feste Bauden errichteten. Nun war es im Mittelalter Sitte, daß die einzelnen Gewerbe bestimmte Stellen hatten, wo ein Mitglied desselben neben dem anderen feilhalten mußte. Da fingen sie wohl auch an, auf die grundfesten Bauden ein oder mehrere Stockwerke aufzusetzen, und so entstanden dann schmale, zweifenstrige Häuschen, eines am anderen, zwischen denen enge Gäßchen hinliefen, die Licht und Luft wenig Eintritt gewährten. Es wurden wohl auch besondere Kaufhäuser errichtet, in denen Stand an Stand lag. In Breslau bestand es aus 40 Ständen oder Kaufkammern, 19 auf der Süd- und 21 auf der Nordseite, die zwischen sich einen 20 Ellen breiten Gang hatten. In ihnen wurde das Tuch verkauft, dessen Herstellung einer der Haupterwerbszweige der Stadtbevölkerung in Schlesien war. Von diesen Gebäuden ist in Schlesien keins mehr erhalten. Dagegen finden wir eine solche Tuchhalle noch in dem nahe an seinen Grenzen gele-



Laubenhäuser am Ringe von Hirschberg



genen Krakau auf dessen großem Marktplatze, wenn sie auch jetzt anderen Zwecken dient. An der Stelle des alten Leinwandhauses in Breslau erhebt sich heut an der Westseite des Ringes das Stadthaus. So war aller kaufmännischer Verkehr auf diesem vereinigt. Er war in des Wortes eigentlicher Bedeutung der Marktplatz.

Wo aber blieb bei all diesen Bauten noch Platz für das Rathaus? werden meine Leser fragen. Bei der vorhergehenden Schilderung haben wir vor allem an die größeren Städte wie etwa Liegnitz, Glogau, Schweidnitz, besonders aber an Breslau, gedacht. In ihnen ist der Marktplatz von Anfang an so groß abgemessen, daß eine größere Anzahl Gebäude, darunter auch das Rathaus, auf ihm in der Mitte Platz hatten und die vier Ringseiten doch immer noch breit genug waren. Wohl aber gibt es Städte, in denen hier das Rathaus ganz allein steht oder nur noch wenige Häuser daneben. Heut ist das Rathaus das städtische Verwaltungsgebäude und umfaßt außer einem Saale zu Stadtverordnetenversammlungen oder Festzwecken fast nur Büros, in denen wir Tag für Tag die städtischen Beamten eifrig über ihrer Schreibarbeit finden. Davon war früher kaum die Rede; ein paar Räume hätten genügt, um sie zu erledigen, und so diente denn auch das Rathaus ursprünglich anderen Aufgaben. Es war vor allem Versammlungshaus für die Bürgerschaft. Hier tagte der Rat, hier saßen die Schöffen zu Gericht, hier erschienen die Vertreter der Bürgerschaft und der Innungen, um mit dem Räte gemeinsame Angelegenheiten zu verhandeln. Manch' erregter Vorgang hat sich dann hier abgespielt und selbst zu Gewalttat ist es hier und da in den Räumen des Rathauses gekommen. In ihm aber versammelte man sich auch zu Trank und Spiel, zu Tanz und Hochzeit. Endlich diente es auch, selbst dort, wo noch besondere Kaufhäuser vorhanden waren, auch als Verkaufsstätte, so auch in Breslau. Die letzteren Zwecke verlangten größere Hallen; darum nahmen sie in mehreren Stockwerken übereinander manchmal den größten Raum des ganzen Gebäudes ein, und die übrigen Gemächer bildeten gleichsam nur Anhängsel dazu. Wenn dann die Stadt wuchs, neue Aufgaben hinzukamen, waren wiederum neue Räume vonnöten. Das bedingte Anbauten, und so haben



Barockhäuser am Ringe in Goldberg

bisweilen Jahrhunderte an dem städtischen Hauptbau geschaffen. Mochte er zuerst oft noch recht einfach gewesen sein, mit dem zunehmenden Selbstbewußtsein und dem steigenden Stolz der Bürgerschaft legte diese Gewicht darauf, daß das Rathaus auch im Innern und Äußeren der Stadt Ehre machte, daß es dem Fremden, der sie besuchte, von ihrem Reichtum und ihrer Macht erzähle. Praktischen Aufgaben diente zunächst auch der Ratsturm, der in schlesischen Städten selten fehlt. Von ihm aus hielt der Wächter, der hoch oben mit Frau und Kind wohnte, sorgliche Umschau. Wenn er das Aufkommen eines Feuers bemerkte, dann setzte er die Feuerglocke in Bewegung, und laut heulte alsdann, Hilfe heischend, ihr eherner Klang über die Dächer der Stadt dahin. An dem Ratsturm war auch die Stadtuhr angebracht, um durch ihre Schläge den Bewohnern die Zeit zu künden. Früher zeigte sie, entsprechend der Zahl der Tagesstunden, ein Zifferblatt mit den Ziffern bis 24; im 16. und 17. Jahrhundert aber wurde allmählich überall die sogenannte halbe Uhr eingeführt, in Schweidnitz z. B. 1593. Endlich ließen an bestimmten Tagen oder bei außergewöhnlichen Vorkommnissen, wie etwa bei Fürstenbesuchen, die Stadtpfeifer von der Galerie des Rathhausturmes ihre Weisen ertönen. Als am 17. April 1814 die französischen Truppen die Festung Glogau verließen, die sie bis dahin gegen ein preußisch-russisches Belagerungskorps gehalten hatten, erscholl vom Ratsturm der feierliche Choral „Nun danket alle Gott“ und drückte so aufs beste die Gefühle aus, die die ganze Einwohnerschaft der Stadt beseelte.

Wer auf dem Ringe einer schlesischen Stadt gestanden hat, der weiß, wieviel der schlanke Ratsturm mit seiner oft ein- oder zweimal durchbrochenen Haube dazu beiträgt, das ganze Bild des Marktplatzes malerisch zu gestalten. Das aber tut häufig auch das Rathaus selbst. Eine Perle mittelalterlicher Baukunst, von allen, die es das erstemal sehen, bewundert, in zahllosen Abbildungen überall verbreitet, ist das Rathaus in Breslau. Auf der Ostseite beherrscht ein mächtiger Giebel, an den sich zwei niedrige im Norden und Süden anschließen, den Eindruck des ganzen Bauwerks. Malerei und Bildhauerkunst schmückten ihn aufs reichste. Ein kleiner vorspringender Erker enthielt früher einen



Das Rathaus zu Schweidnitz

Altar und gehörte zu einer Kapelle, die der jetzt Fürstensaal genannte, schön gewölbte Raum enthielt. Derselbe reiche Schmuck dehnt sich auch auf der ganzen Südseite aus, während der wie bei den Kirchen an der Westseite angebrachte Turm dieser ihr Gepräge gibt. Ein prächtiger Bau, zum größten Teil aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, ist auch das Rathaus in Löwenberg. Auch das gleichfalls in demselben Jahrhundert erbaute Rathaus von Brieg mit seinen offenen Bogengängen, seinen Ecktürmen und mächtigen Giebeln verdient hervorgehoben zu werden. In allen drei zieht aber auch das Innere mit seinen zum größten Teil kunstvoll und reich gewölbten Räumen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Man sieht überall: die Bürger haben es sich etwas kosten lassen, ihr städtisches Heim so prächtig als möglich zu gestalten.

Jeder Fremde, der nach Breslau kommt, versäumt nicht, wenigstens einmal in den Schweidnitzer Keller hinabzusteigen und dort unter den gotischen Wölbungen der Kellerräume ein gutes Glas Bier zu sich zu nehmen und sich das rege Leben, das Auf und Nieder der kommenden und gehenden Gäste anzuschauen. Wir befinden uns hier an einer alten Trinkstätte. Ihren Namen hat sie von dem Schweidnitzer Bier, das seit dem 15. Jahrhundert hier ausgeschenkt wurde und sehr beliebt war. Aber unsere Vorfahren begnügten sich mit diesem Bier allein nicht. Vom Jahre 1529 hören wir z. B., daß es hier auch Laubaner, Freiburger, Camenzer, Löwenberger und Bunzlauer Bier gab. Auch manche Merkwürdigkeit, die zu Scherz und Spaß Anlaß gibt, weist der Keller auf. Da ist z. B. eine kleine Bildsäule eines Mannes, der eine Last auf seinen Schultern trägt. Diese soll vier Zentner schwer gewesen sein, und er soll, als er sie gemächlich um den ganzen Ring getragen hatte, gerufen haben: „Ha! Ha! Nu bin ich annoch do!“ Da ist ferner in einem Glasfaß „der Breslauer Fezepopel“, das Bildnis einer um 1730 herum lebenden alten Jungfrau u. a. m. Einen solchen Ratskeller finden wir aber nicht nur in Breslau, sondern in den meisten schlesischen Rathhäusern.

Das Rathaus war auch, wie wir sahen, die Stätte des Gerichts. Darauf weist an der einen Treppenwange des Breslauer Rathhauses die in Stein gehauene Gestalt eines



Die Staupfsäule in Habelschwerdt

Gerichtsdieners, eines sogenannten Bogtsknechtes, hin. Die Umschrift besagt: „Ich bin ein Bogtsknecht; wer nicht recht tut, den führe ich vor Recht“. Sein Gegenstück spricht: „Ich bin des Bogts gewappneter Mann; wer mich anfaßt, der muß ein Schwert han“. Nur zu oft mögen diese einen armen Sünder in die düsteren Gefängniszellen im Rathause gesteckt haben. Diese hatten verschiedene humoristische Namen wie Sieh-dich-für, Leerbeutel, Storchnest, der geduldige Hiob und andere. In Glogau hieß ein Gefängnis hinter der Hauptwache die Speckkammer. Besser aber noch, wenn der Sünder hier allein im Finstern saß, als wenn er draußen vor dem Rathause dem Hohn und Spott der Menge preisgegeben war. Der machte sich vielleicht schon bemerkbar, wenn er z. T. im Freien vor dem hochnotpeinlichen Gerichte stand. Ein Todesurteil wurde bisweilen auch auf dem Marktplatz vollzogen, während die dicht gedrängte Menge die Richtstätte umstand und mit Aufmerksamkeit dem grausamen Schauspiel anwohnte. Gewöhnlich aber fanden die Hinrichtungen an dem Galgen vor den Thoren der Stadt statt. Ein solcher Galgen ist noch bei Canth erhalten. Aber nicht jeder Übeltäter wurde zum Galgen verurteilt. Eine öffentliche Strafe war auch, daß er am Pranger in Ketten stehen mußte und mit Ruten gestrichen wurde. Darum trägt auch die bekrönende Gestalt auf dem Pranger oder der Staupfäule vor der Ostseite des Breslauer Rathauses eine Rute in der Rechten. Eine andere Staupfäule ist noch in Habelschwerdt vorhanden, wenn sie auch nicht mehr auf dem Marktplatz steht.

In einer alten Beschreibung von Glogau, die in Versen abgefaßt ist, schildert uns der Verfasser das sogenannte Narrenhäuslein auf dem Ringe:

Davor (vor den Fleischbänken) man vor Zeiten dabei sah  
Hart an der Ecke auf dem Plan Istahn  
Das Narrenhäuslein, in welches man sperrt ein,  
Die so ärgerlich und gottlos waren im Schrein,  
Mit Unzucht, Schwören und Fluchen,  
Ohn Ursach haderten und buchten,  
Und was der Laster waren mehr,  
Dadurch man Gott erzürnte sehr.



Das alte Wagehaus am Meißer Ringe.

Ähnlicher Art scheint das Zeisgengebauer am Breslauer Ringe, ein nach der Straße zu offenes Gefängnis, gewesen zu sein. Den Zwecken des kaufmännischen Verkehrs diente ein anderes öffentliches Gebäude, das in Breslau dort stand, wo sich jetzt das Reiterstandbild des Alten Fritz erhebt. Es war die Stadtwage. Hier mußten alle Waren, die auf dem Markte zum Verkauf gestellt wurden, abgewogen werden. Die Knechte, die das besorgten, waren wegen ihrer Größe und Kraft stadtbekannt. In kleineren Orten befand sich die Stadtwage wohl in einem gewölbten Raume des Rathauses selbst. In Meisse aber führte die Bürgerschaft im Jahre 1604 ein stattliches Gebäude mit mächtigem Renaissancegiebel auf und ließ es über und über mit Malereien schmücken. In der offenen Halle des Erdgeschosses ist noch jetzt der mächtige Wagebalken zu sehen.

In der böhmisch-österreichischen Zeit war die militärische Besatzung Schlesiens recht gering gewesen, als aber der Alte Fritz Schlesien erobert hatte, legte er auch in ganz kleine Städte Garnisonen. Infolgedessen wurde mehrfach auf dem Marktplatze ein weiteres kleines Gebäude errichtet, die Hauptwache, vor der der Wachtposten mit Säbel oder Flinte stolz einherschritt, während sich seine nicht Wache stehenden Kameraden auf Bänken vor dem Häuschen langweilten, ihre Pfeifen rauchten oder Karten spielten. Oft wurde die Wache auch direkt an das Rathaus angebaut.

Durch alle diese Bauten, Gerichtsstätten u. a. war der Ring stark besetzt gegen heut, wo sie fast alle verschwunden sind. Im Laufe der Zeit kam aber noch manches hinzu. Wohl gab es von Anfang an auf dem Markte Brunnen, an denen sich die Frauen und Mägde versammelten, um dort Wasser für die Haushaltungen zu holen, dabei aber auch ein Ständerchen zu machen und sich die neuesten Neuigkeiten zu erzählen. Erst später legten die Städte Gewicht darauf, auch die Brunnen kunstreich zu gestalten. So steht noch heut in Meisse an der Breslauer Straße ein solcher Brunnen, über dem sich ein prächtig geschmücktes Gitter in der Art eines Vogelbauers erhebt. Der Zeugwart Wilhelm Helleweg hat ihn 1686 im Auftrage des Rates geschaffen. Gern wählte man für steinerne Brunnen in der



Der Ring in Schweidnitz (1813)

Mitte die Gestalt des alten Wassergottes Neptun. Solche Brunnen stehen in Breslau auf dem Neumarkte, in Schweidnitz und Gleiwitz auf dem Ringe. Da der Gott einen Dreizack in der Rechten führt, pflegen ihn noch heut die Leute den Gabeljürgen zu nennen.

Einen besonderen Schmuck erhielt der Ring häufig auch noch durch eine steinerne Heiligensäule. Oben schwebt wohl auf Wolken die Jungfrau Maria oder die Dreifaltigkeit, und unten stehen auf der Brüstung die Patrone der katholischen Kirche gegen Feuer, Krankheit und andere Übel. So der hl. Florian, ein Kriegermann, der aus einer Kanne Wasser auf ein brennendes Gebäude herabgießt, oder der Schützer gegen die Pest, der Pilger St. Rochus, und andere. Oder auch der in Schlesien so viel verehrte hl. Nepomuk, dessen Standbild auch manche Brücke trägt. Zumeist sind es Erzeugnisse des 17. oder 18. Jahrhunderts, die durch ihre fesselnde Umrißlinie einen prächtigen Eindruck machen und das ganze Bild des Marktes beleben. Schweidnitz, Reinerz, Glatz und Habelschwerdt bieten schöne Beispiele dafür.

Wie sich so kleine Gebäude und Denkmäler um das Rathaus drängten und das Ganze von den hochgiebligen Häusern der äußeren Ringsseite umgeben wurde, bot der Marktplatz jedenfalls ein malerisches Bild trefflichster Art dar. Es steigerte sich noch, wenn zurzeit der drei- bis viermal stattfindenden Jahrmärkte die Buden aufgeschlagen wurden oder an den Wochenmärkten die Landleute hier ihre Waren feilhielten und die Menge sich zwischen ihren Ständen bewegte. Da konnte man so recht erkennen, wie der Ring wirklich der Mittelpunkt der Stadt war.



Mariensäule in Ottmachau

# Von Kirchen und Schulen

An der Nordwestecke des Ringes in Breslau bietet sich dem Beschauer ein äußerst malerisches Bild. Zwischen den hohen Häusern der Ringecken erheben sich hier im rechten Winkel zueinander zwei schmale, schlichte, mehrstöckige Häuslein, und zwischen ihnen spannt sich ein barocker Bogen, über den hinweg der Blick zur uralten Elisabethkirche schweift. Sie selbst aber ragt mit ihrem hohen Turm und dem steilen Kirhdach weit über die Häuser empor. Einst zogen sich rings um die Kirche solche Häuslein herum und schlossen einen stillen Platz mitten in der Stadt von dem Lärm der Straßen und des Marktplazes ab.

Und so ähnlich wie hier war es in den meisten Städten Schlesiens. Mehr oder weniger in der Nähe des Ringes war, wie wir schon gehört haben, ein zweiter Platz ausgemessen worden, auf dem sich die Pfarrkirche des Ortes erheben sollte. Ursprünglich war sie wohl meist aus Holz erbaut worden, bald aber begann man das Gotteshaus aus Ziegeln aufzuführen. Noch heut stammen die meisten Pfarrkirchen aus dem 14. oder 15. Jahrhundert und sind deshalb im sogenannten gotischen Stil errichtet. Mächtig stiegen sie einst über die niedrigen Häuserreihen empor, aber auch noch jetzt, wo häufig vielstöckige Gebäude sie umgeben, streben sie noch weit über diese hinaus. Im Laufe der Jahrhunderte sind die einst roten Ziegeln dunkel geworden und geben dem ganzen Bau ein äußerst altertümliches Aussehen. Fast nirgends fehlt ein massiger Turm, von dem die Glocken an Sonn- und Feiertagen die Gemeinde zum Gottesdienst zusammensufen. Die Kirchen sind fast niemals so erhalten, wie sie einst errichtet worden sind. Oft hat es



Die katholische Pfarrkirche in Schweidnitz

lange genug gedauert, ehe sie überhaupt vollendet wurden. Krieg und Fehde, Unruhen, Krankheiten, Teuerung oder mangelnde Spenden der Gläubigen führten jahre- und jahrzehntelange Unterbrechungen herbei. Spätere Zeiten fügten da und dort neue Anbauten hinzu und gestalteten so das Bild immer abwechslungsreicher.

Und wie im Äußeren, so war es auch innen. Wo nicht im letzten Jahrhundert ganz neue Einrichtungen geschaffen wurden, finden sich dort Ausstattungsstücke aus drei bis vier Jahrhunderten: Altäre, Kanzeln, Taufsteine in buntem malerischen Wechsel. Leider hat sich von den alten bunten Glasfenstern unter den Spitzbogenfenstern in Schlesien nichts erhalten. Diejenigen, die wir heut vielfach sehen, gehören alle erst dem 19. Jahrhundert an, wo man das Beispiel des Mittelalters wieder nachahmte, aber die Schönheit der Farbe, das Flimmern des Tageslichtes in ihren Ornamenten und Bildern haben sie nicht zu erreichen vermocht.

Einen weiteren Schmuck der Pfarrkirchen bilden häufig, aus Holz oder Stein gefertigt, zahlreiche Grabdenkmäler, die an den Wänden hängen oder eingemauert sind. Aber wir finden sie nicht bloß in ihrem Innern; steinerne Denkmäler weisen meist auch die Außenseiten auf. Bis in die preußische Zeit zogen sich um die meisten Pfarrkirchen die Kirchhöfe herum, auf denen die Bürger der Stadt ihre letzte Ruhestätte fanden. Jahrhundert um Jahrhundert wurden sie hier begraben, und immer wieder machten die alten Geschlechter neuen Platz. Da erhöhte sich von selbst der Boden, und daher kommt es, daß man heut wohl von außen auf ein paar Stufen in die Kirche hinabsteigen muß, während man ursprünglich auf solchen in das erhöhte Innere emporging.

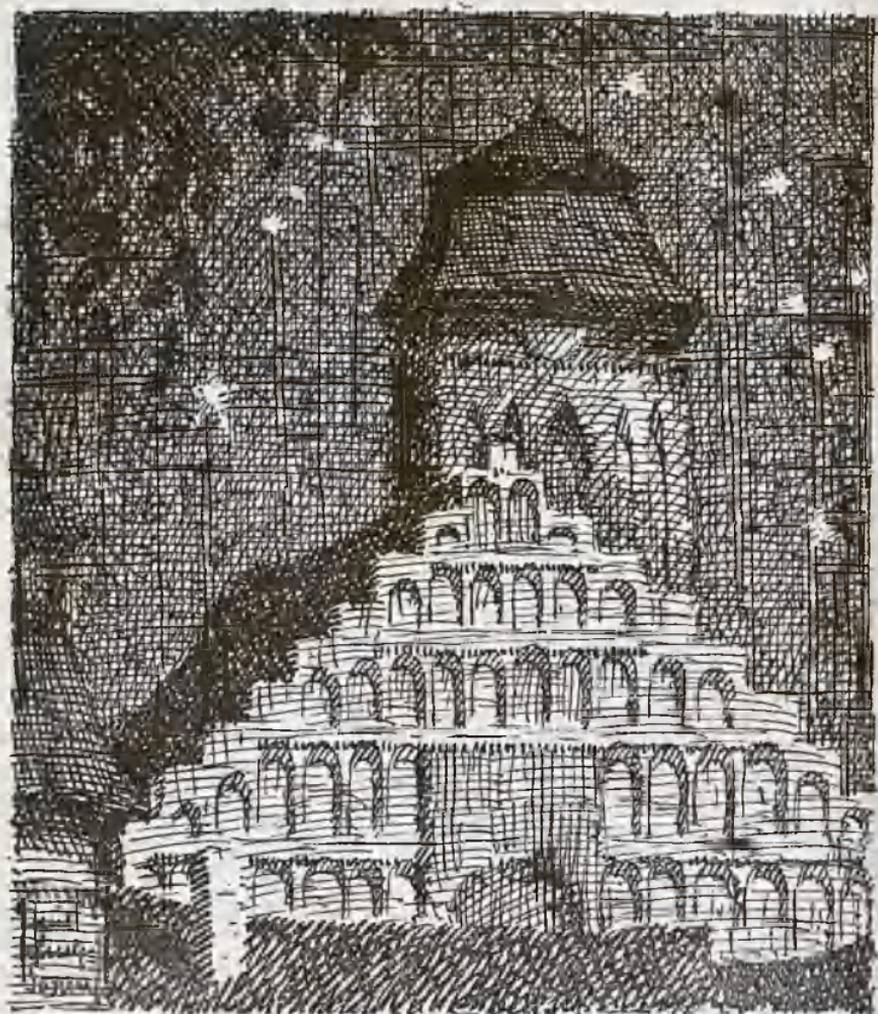
Hier sehen wir auf einer Steinplatte ausgehauen die lebensvolle Gestalt eines Bürgermeisters aus längst vergangenen Tagen, dort ein vielleicht noch bunt bemaltes Steinbild eines holden Mägdeleins, mit einem Gebetbuche oder einer Blume zwischen den fromm gefalteten Händen. Dann wieder zeigt sich ein schöner Wandaufbau mit mancherlei Verzierungen, die ein Bild aus dem alten oder neuen Testament umrahmen. Besonders fallen uns zu Füßen des

heiligen Vorganges kleine kniende Gestalten von Männern, Frauen und Kindern auf. Es sind die Familien, deren Mitglieder draußen auf dem Kirchhofe oder auch in den Gräbern des Gotteshauses zur letzten Ruhe gebettet worden waren. Nicht ohne Teilnahme lesen wir die Inschriften, die in altertümllicher Schrift und Sprache von ihnen erzählen, wohl auch fromme Sprüche und Bibelstellen enthalten. So berichtet uns vom frühen Tode einiger geliebter Kinder ein Denkmal in der katholischen Pfarrkirche in Reichenbach unter der Eule:

Anno Christi 1599 den 21. Oktob. ist in Gott seliglich entschlafen des ehrbaren und weisen Herrn Valentini Rümers, Bäckers, Schöpffen und Kirchenvaters in Reichenbach liebes Töchterlein mit Namen Dorothea, ihres Alters 2 Jahr 28 Wochen 4 Tage. Danach 1600 den 15. Februar sein liebes Söhnlein Abraham, seines Alters 8 Wochen weniger 1 Tag und Anno 1607 den 4. Novemb. die tugend-same Jungfrau Susanna, auch seine vielgeliebte und gehorsame Tochter aetatis (Alters) 13 Jahr 32 Wochen 2 Tage, welchen der Ewige Gott eine fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben verleihen wolle. Amen.

Noch manchen Blick in einstiges Familienglück und späteres Familienleid könnten wir tun, aber dieses eine Beispiel möge genügen. Aber noch anderes konnte man da finden, was wir heut in einer Kirche vergebens suchen und dort auch nicht gerade passend finden würden. Wer damals weit in der Welt herumgekommen und endlich in seine Heimat zurückgekehrt war, stiftete wohl in das Gotteshaus das oder jenes von Merkwürdigkeiten, die er mit nach Hause gebracht hatte, in Dankbarkeit für seine glückliche Heimkehr. Da hing vielleicht in einer Vorhalle ein Elefantenzahn oder eine mächtige Walfischrippe. Die meisten Leute wußten aber bald nicht mehr, was die ihnen unbekanntem Gegenstände in Wirklichkeit waren, und erzählten sich wohl, daß die Rippe die eines Riesen sei, der einst in dieser Gegend gehaust habe.

Wenn sich die Nacht auf die Dächer der Stadt herab-gesenkt hatte und überall Finsternis lagerte, dann schienen vielen der stille Kirchhof und das dunkle Kirchengebäude eine Stätte des Grauens. Man kann sich daher nicht wundern,



Katholische Stadtpfarrkirche in Sagan

daß Spukgeschichten in der Bürgerschaft umgingen und fast überall gläubige Zuhörer fanden. Da sollten sich z. B. um Mitternacht die Gräber geöffnet haben und die Toten in ihren weißen Hemden auf ihren Ruhestätten herumgetanzt sein. In Meisse soll ein gespenstischer Spielmann ihnen dazu aufgespielt haben. In Breslau erzählte man sich, daß der Wächter auf dem Elisabethturme einem Gespenst das auf dem Grabe zurückgelassene Totenhemde gestohlen habe und mit ihm wieder auf den Turm hinaufgestiegen sei. Als das Gespenst sein Gewand vermiszt, klettert es am Aüßeren des Turmes hinauf. Voll Schauer sieht der Wächter, wie es immer näher und näher kommt.

Der Türmer erbleichet, der Türmer erbebt,  
Gern gäb' er ihn wieder, den Laken.  
Da häkelt — jetzt hat er am längsten gelebt —  
Den Zipfel ein eiserner Haken.  
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,  
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins,  
Und unten zerschellt das Gerippe.

(Goethe.)

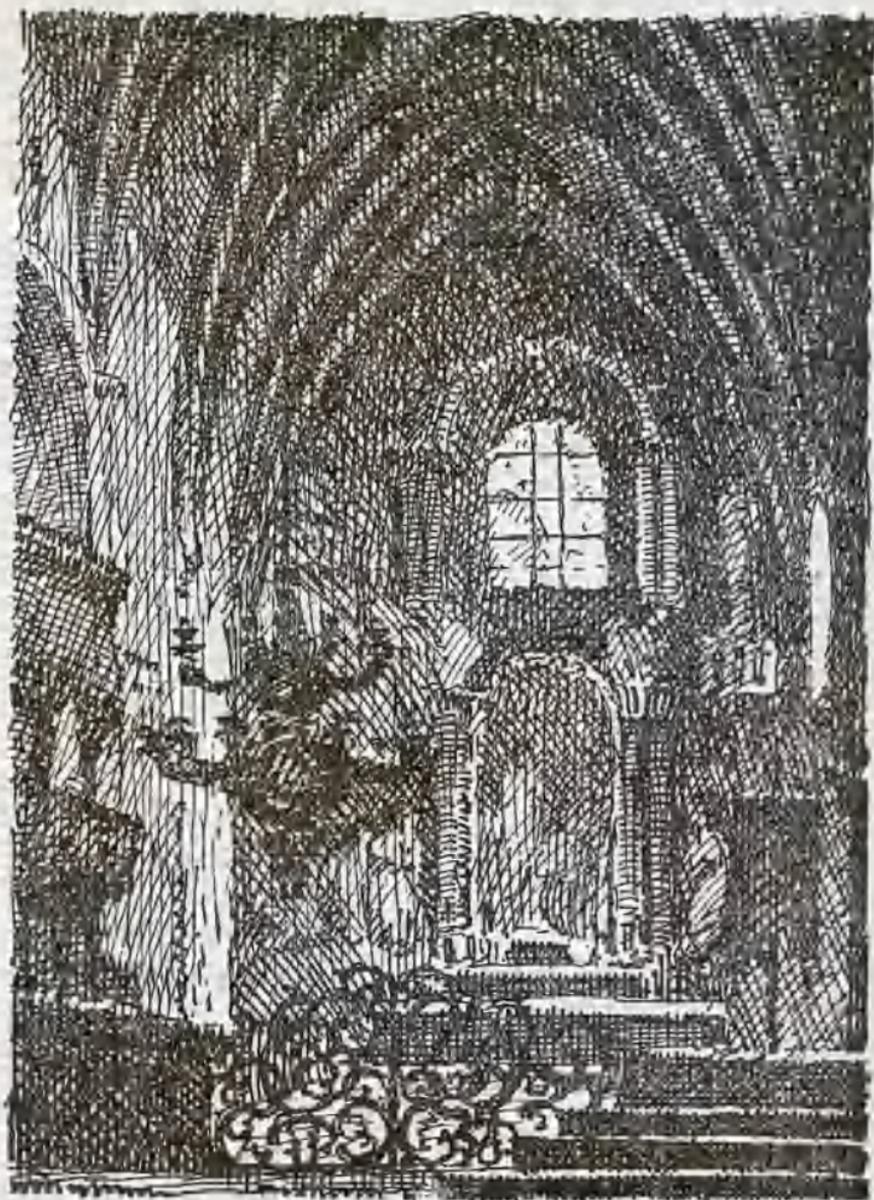
Im letzten Augenblicke war der Wächter gerettet.

Größere Städte wie Breslau und Liegniz hatten mehr als eine Pfarrkirche, aber wohl nirgends war die Pfarrkirche das einzige Gotteshaus. Das Mittelalter konnte sich in der Stiftung von Kirchen nicht genug tun. Oft liegt, wie z. B. in Löwenberg, dicht neben der Pfarrkirche noch ein kleinerer Bau, oder es erhoben sich gar mehrere kleinere selbständige Kapellen in ihrer Nähe. Andere strebten draußen vor den Mauern über die schlichten Häuser der Vorstädte empor. Dort konnte man wohl auch ein kleines Kirchlein finden, abseits vom Wege, oft dem hl. Lazarus geweiht; so in Breslau, Brieg und Meisse. Hier hausten, von der Welt abgeschlossen und mit Entsetzen gemieden, die Unglücklichsten der Unglücklichen, die armen Ausfägigen, deren furchtbares Aussehen sie neben der Furcht vor Ansteckung zum Gegenstande des Schreckens für alle machte. Mit Klappern in den verunstalteten Händen saßen sie am Wege und schreckten durch ihre Mißtöne die Vorübergehenden vor Annäherung ab, heischten damit aber auch um Gottes Willen ein

schnell hingeworfenes Almosen. In Breslau steht noch heut das Aussäfigenkirchlein zu St. Lazarus, aber wo sich einst vor dem Ohlauer Tore weites Feld ausdehnte, erheben sich jetzt, gegenüber dem Barmherzigen Brüdernkloster, dreibis vierstöckige Häuser und verstecken das kleine Gotteshaus so, daß es nur schwer zu finden ist. Wie diese Hospitäler Kapellen für ihre unseligen Bewohner hatten, so fehlten sie selten auch den übrigen wohlthätigen Anstalten.

Vor allem aber sind noch die Dom- und Klosterkirchen in einer Reihe von Städten zu erwähnen, allen voran in Breslau, wo ein Blick von der hochragenden Liebigshöhe nach Norden zu noch jetzt eine große Zahl dem Auge bietet. Als im 13. Jahrhundert die sogenannten Bettelorden aufkamen, verbreiteten sie sich schnell überall hin und fanden noch in demselben Jahrhundert auch in Schlesien Eingang. Das Ordensgelübde verlangte von ihnen, daß sie ihren Unterhalt nur durch Almosen erwerben und außer dem Klostergrundstück keine liegenden Besitzungen haben sollten. Darum finden wir die ehemaligen Klöster und Kirchen abseits vom Markte und den Hauptstraßen an stillen Gassen liegen, häufig in der nächsten Nähe der Stadtmauer, schmucklose Gebäude, und einfach auch die Kirchen, oft selbst ohne Türme. Heut dienen die alten Klöster, soweit sie überhaupt noch erhalten sind, anderen Zwecken, und auch die Kirchen sind häufig in Lagerräume oder Zeughäuser umgewandelt. In ihrer schlichten malerischen Erscheinung aber würden wir sie ungern im Stadtbilde missen.

Wir kehren noch einmal zu den Pfarrkirchen zurück. In ihrer nächsten Nähe lagen die Häuser der ehemals viel zahlreicheren Geistlichkeit, aber auch die Pfarrschulen, wie es ja noch heut in vielen Städten der Fall ist. Wie einst im frühen Mittelalter die Kirche allein die Bildung vermittelte und Schulen für die Heranbildung der zukünftigen Geistlichen errichtete, so standen auch diese Pfarrschulen zunächst unter der Leitung der Geistlichkeit. Aber gerade auch der Bürgerschaft der jungen deutschen Städte gebührt ein großes Verdienst um die Gründung der Schulen; sie war es hauptsächlich, die sich bemühte, sie aus Volksschulen zu höheren Lehranstalten zu machen, und tatsächlich geht eine größere Anzahl von Gymnasien in unserem Lande



Inneres der katholischen Stadtpfarrkirche in Sagan

auf solche alten Pfarrschulen zurück, z. B. die blühenden Gymnasien von St. Elisabeth und Maria Magdalena in Breslau. Noch heut läßt die Lage der letzteren Schule dicht bei der gleichnamigen Kirche den alten Zusammenhang von Kirche und Schule erkennen.

In diesen Schulen wurde demnach auch Latein gelehrt, aber mehr zu kirchlich-praktischen Zwecken. Da begann in Italien gegen Ende des Mittelalters eine geistige Bewegung, die man Humanismus nennt. Mit Eifer las man wieder die Werke der alten lateinischen Schriftsteller und begann auch das Studium des Griechischen, das bis dahin fast unbekannt gewesen war. Reiche Leute kauften für teures Geld zum Teil uralte Handschriften der antiken Schriftsteller und legten wertvolle Büchereien an. Bald erlaubte auch die neue Erfindung der Buchdruckerkunst diese Werke in Tausenden von Stücken zu vervielfältigen und auch den Ärmeren zugänglich zu machen. Da hub eine neue Blütezeit des Studiums auch in Deutschland an, und viele Wißbegierige drängten sich auf die Schulen, um sich die Kenntnisse der alten Sprachen zu erwerben und in kirchlichen und weltlichen Ämtern ihr Wissen zum Wohle der Allgemeinheit zu verwenden. Jünglinge und Knaben zogen von Schule zu Schule und wandten sich besonders solchen zu, in denen berühmte Lehrer unterrichteten.

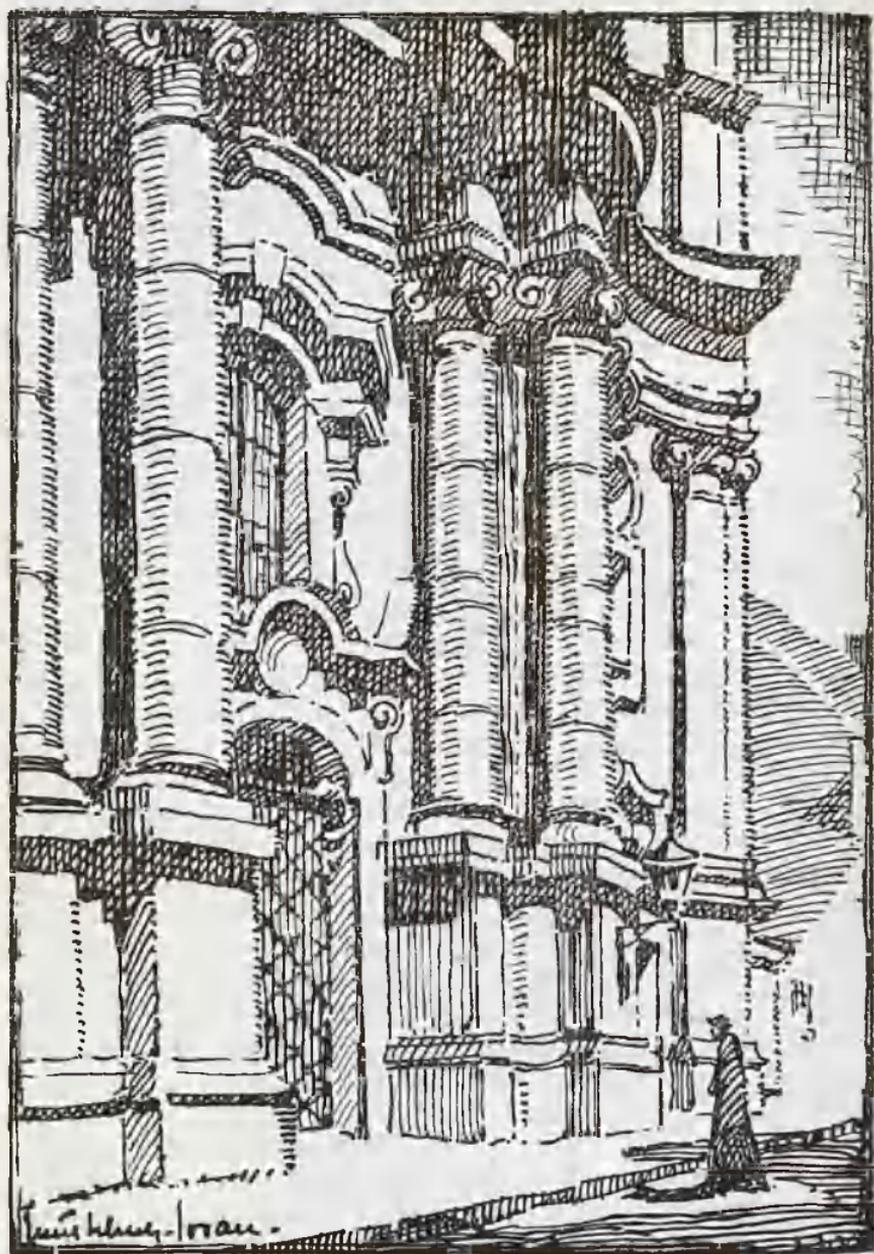
In Schlesien besaß im 16. Jahrhundert eine Zeitlang besonders die Schule in Goldberg einen großen Ruf. Diesen verdankte sie ihrem Leiter, dem Rektor Valentin Friedland, der sich nach seinem Geburtsorte Trogendorf nannte und unter diesem Namen noch jetzt in der Schulwelt berühmt ist. Da der im Jahre 1490 geborene Sohn eines armen Gärtners zu schwach zu körperlicher Arbeit war, wurde er zunächst nach Görlitz in die Klosterschule gegeben; dann hat er sich, von immer wachsendem Eifer für das Studium erfaßt, auf verschiedenen Schulen und Universitäten durchgehüngert.

Wie es einem solchen armen Schüler in jenen Zeiten erging, mögen uns ein paar Stellen aus den Aufzeichnungen eines Schweizers zeigen, den seine Wanderschaften auch nach Breslau geführt haben. Solche jungen Bürschlein, Schützen genannt, schlossen sich einem älteren Schüler — Bacchanten,

wie sie hießen — an und durchzogen mit ihnen als fahrende Schüler die Lande; eigentlich sollten sie unter ihrer Leitung lernen, öfters aber lernten sie vielmehr für diese betteln und auch — stehlen. So war der junge Thomas Platter mit seinem Bacchanten und Better Paul Summermatter aus dem Wallis in der Schweiz ausgezogen: „Mussten viel Hunger unterwegs leiden, also daß wir etliche Tage nichts als Zwiebeln roh gesalzen aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Holzbirnen. Mussten manche Nacht unter heiterem Himmel liegen, weil man uns nirgends bei den Häusern leiden wollte, wie frühe wir um Herberg baten; etwann hekte man die Hunde auf uns.“

Endlich kamen beide nach Breslau und besuchten dort zuerst die Schule an der Kreuzkirche; als sie aber hörten, daß auf der Schule bei der Elisabethpfarrkirche einige Schweizer wären, gingen sie dahin. Zwischen den einzelnen Schulen und ihren Schülern herrschte viel Eifersucht und Streit, und kein Schütz durfte in eine andere Pfarrei singen und Gaben heischen gehen.

„Man schrie gleich: „Ad idem, ad idem!“ Da liefen dann die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es waren auf einmal in der Stadt etliche tausend Bacchanten und Schützen, die sich alle von Almosen nährten. Man sagte auch: es seien etliche 20, 30 und mehr Jahre da gewesen, die ihre Schützen hatten, welche ihnen aufwarteten. Ich hab meinem Bacchanten oft eines Abends 5 oder 6 Trachten Speisen heim auf die Schul getragen, wo sie wohnten. — — Blieb also ein Zeitlang in Breslau, war eines Winters dreimal krank, daß man mich in den Spital führen mußte; denn die fahrenden Schüler hatten einen besonderen Spital und eigene Doctores. Da gibt man auf dem Rathhaus für einen eine Woche 16 Heller, damit erhält man einen gar wohl. Sie haben gute Wartung, gute Betten, aber große Läuse, wie zeiliger Hanffamen, darin, daß ich wie mancher mehr viel lieber in der Stube auf dem Herd lag als in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zuzeiten der gemeine Mann, sind so voller Läuse, daß es nicht glaubbar ist. Ich hätte schier so oft, als man gewollt hätte, drei Läuse miteinander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmals, besonders im Sommer, aus der Stadt an die



An der St. Johanneskirche in Liegnitz

Oder, das Wasser, das da vorbeifließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, an eine Stange gehängt, getrocknet, dazwischen den Rock gelaust, eine Grube gemacht, einen Haufen Läuse darein geworfen, mit Erde zugedeckt und ein Kreuz darauf gesteckt.

Den Winter über lagen die Schützen auf dem Estrich in der Schule, die Bacchanten aber in den Kämmerlein. Den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer am Sonntag in der Herren-Gassen vor die Häuser spreitet, und lagen darin wie Säe in der Streue. Wenn es aber regnete, liefen wir in die Schul, und wann es Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht mit dem Subkantor Responsorien und anderes. Dann und wann gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser, um Bier zu erbetteln; da gaben uns die betrunkenen Polackenbauern soviel Bier, daß ich oft mit Unwissen so voll worden bin, daß ich nicht hab wieder zur Schule gehen können, wenn ich auch nur einen Steinwurf weit davon war. Kurz da war Nahrung genug, aber studiert wurde nit viel.“

Daß häufig genug von den fahrenden Schülern in der Elisabethschule wie auch anderwärts nicht viel studiert wurde, mag gewiß wahr sein, und mancher Student ist sicher untergegangen und niemals etwas Lüchtiges geworden. Aber ebenso sicher haben sich viele durch das elende Leben wacker hindurchgerungen und sind zu Ansehen gelangt. Und dazu gehörte auch unser Valentin Trokendorf. Von Wittenberg aus, wo er zuletzt studiert hatte, folgte er 1523 auf Melanchthons Anraten einem Rufe als Lehrer nach Goldberg und wurde schon im folgenden Jahre Rektor der Schule. Den Ruhm derselben begründete er aber erst, als er nach einem neuen Aufenthalt in Wittenberg 1531 nach Goldberg zurückgekehrt war. Aus der Elementarschule machte er nun eine höhere Schule, ein Gymnasium. Bald stieg die Schülerzahl so sehr, daß sie in das leer stehende Franziskanerkloster verlegt wurde. Zuzeiten sollen über tausend Schüler aus allen Ständen und Ländern sich dort den Studien gewidmet haben. Die Hauptunterrichtsfächer waren Religion und die lateinische Sprache. In dieser

Sprache, in der damals noch alle gelehrten Werke geschrieben wurden, sollten sich die Schüler hauptsächlich vervollkommen, deutsch zu sprechen, war ihnen sogar verboten. Die Schulzucht war streng, aber gerecht. Aus der Mitte der Schüler wurden selbst Aufscher über die übrigen gewählt, und damit ihr Verantwortlichkeitsgefühl gestärkt.

Die Schule blieb mit der Stadt während der Rektoratschaft Trogendorfs von Unglücksfällen nicht verschont. Im Jahre 1552 herrschte Hungersnot in Goldberg, im folgenden Jahre brach eine Pest aus — da verliefen sich natürlich sehr viele Schüler. Als aber dann 1554 eine Feuersbrunst ganz Goldberg in drei Stunden vernichtete, mußte Trogendorf die Schule nach Liegnitz verlegen; das ganze Schulgebäude mit der Kirche brannte nieder, und er selbst rettete von allem seinem Hab und Gut nur seine hebräische Bibel. In Liegnitz fühlte er sich aber nicht wohl und betrieb mit allen Kräften den Wiederaufbau seiner Schule in Goldberg. Ehe er aber in das neue Gebäude zurückkehren konnte, zu dessen Errichtung Beiträge aus ganz Schlesien gespendet wurden, starb er in Liegnitz am 26. April 1556, nachdem er sechs Tage vorher während des Unterrichts vom Schlage getroffen worden war. Mit seinem Tode erlosch der Ruhm der Goldberger Anstalt.

An Stelle der alten Schulgebäude mit ihren niedrigen Unterrichtsräumen und kleinen Fenstern sind seitdem überall, besonders im letzten Jahrhundert, neue Gebäude getreten, noch aber erinnern eine Anzahl Baulichkeiten an eine andere Art höherer Schulen, die im 17. und 18. Jahrhundert entstanden. Das sind die alten Jesuitenkollegien, die zum Teil noch in den katholischen Gymnasien unseres Landes fortbestehen. Mit Unterstützung der kaiserlichen Regierung erwarben die Jesuiten in den Städten, wo sie sich niederließen, Bauplätze, gewöhnlich am Rande der alten Stadt, und führten dort ihre prächtigen Kollegiengebäude auf. In Breslau erhielten sie z. B. von der Regierung die alte Burg an der Oder, und hier entstand das mächtige Bauwerk, das jetzt als Universitätsgebäude dient und eines der künstlerisch hervorragendsten Bauwerke unserer Provinzhauptstadt bildet. Es macht mehr den Eindruck eines Palastes als einer Schule. Dasselbe gilt auch von ihren an-



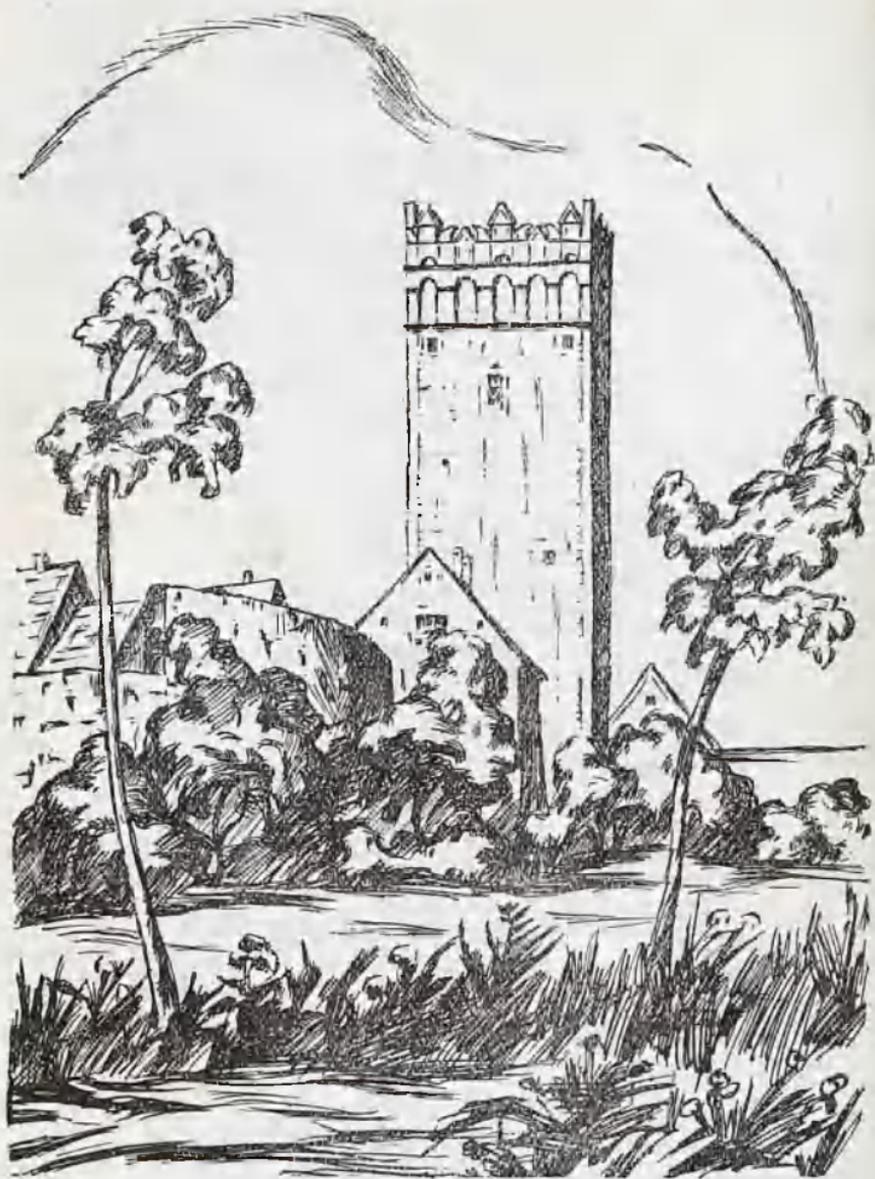
Evangelische Pfarrkirche in Reichenbach

deren Kollegien, z. B. in Liegnitz und Meisse. Vor allem aber führten sie in engstem Anschluß an diese Baulichkeiten mächtige Kirchen auf, die sich im Äußeren und Inneren von den Gotteshäusern des Mittelalters stark unterscheiden. Über dem Hauptportal ragt gewöhnlich unter einem großen Fenster ein Balkon heraus, und das Ganze wird von zwei Türmen gekrönt. Ihrer Breslauer Kirche fehlt dieser Turmschmuck, dafür fällt umsomehr die Pracht des Innern auf, die vielen reich vergoldeten Altäre in den Seitenkapellen, vor allem der mächtige Hauptaltar, die reichverzierte Kanzel, die Malereien an den Wänden und der Decke. Hin und wieder gibt es wohl in unseren Städten auch noch andere kleinere Kirchen in demselben Baustil, den man Barock nennt, aber keine kommt in der Pracht der Ausstattung der Breslauer Jesuitenkirche gleich.

In dieser Stadt erregt auch die Ausstattung des Festsaales, der sogenannten Aula Leopoldina, noch heut die Bewunderung aller Besucher. Auch den übrigen höheren Schulen fehlte auch schon in den letzten Jahrhunderten selten ein solcher Saal. Wochen und Monate lang lebten Lehrer und Schüler in den Lehrzimmern ihrer ernstesten Aufgabe. Diese wurde aber bisweilen durch festliche Veranstaltungen in eben dem Saale unterbrochen. Dann versammelten sich hier nicht nur die Lehrer und Lernenden, sondern aus der ganzen Stadt und auch aus der Umgegend strömten die Eltern der Schüler, die hohen Gönner der Schule aus Bürgerschaft und Adel zusammen, ja selbst die Fürsten erschienen dann wohl, um der feierlichen Handlung, die vor sich gehen sollte, beizuwohnen. Lange vorher hatten sich die Schüler schon dazu vorbereitet. Gewöhnlich begrüßte einer in einem artigen Gedichte die aufmerksamen Besucher. Dann maßen sich andere im Geistestampfe, indem sie über irgend eine ihnen gestellte Aufgabe gewöhnlich in lateinischer Sprache miteinander disputierten. Verstanden auch oft viele der Anwesenden das Vorgetragene nicht, so waren doch die Verwandten der Schüler, deren Väter und Mütter von hohem Stolze über die Leistungen erfüllt, die sie hörten.

Noch viel schöner aber war es, wenn von den Zöglingen der Schule auf kunstgerecht errichteter Bühne Theaterstücke aufgeführt wurden. Da sah man etwa die

Geschichte des ägyptischen Josef oder den Brudermord des frommen Abel durch seinen bösen Bruder Kain dargestellt. So wurden den Zuschauern die biblischen Gestalten, von denen sie so viel gehört und gelesen hatten, im Spiel lebendig. In Bunzlau wurde z. B. am 21. Oktober 1594 eine Komödie des Nikodemus Frischlin „Rebekka“ in lateinischer Sprache im Rathhause von Schülern aufgeführt. Noch ist eine große Zahl von solchen Theaterstücken erhalten, wie sie von den höheren evangelischen Stadtschulen, aber auch von den Jesuiten in ihren Kollegien dargestellt worden sind.



Löwener Tortum in Grottkau

# Die Umwehrung der Stadt

Wenn wir ein Werk über Städtewappen durchblättern, so finden wir immer wieder Darstellungen einer Mauer mit einem oder mehreren Türmen. Wie die übrigen Wapenbilder sind sie ursprünglich den städtischen Siegeln entnommen und sollten nichts anderes als ein Bild der Stadt selbst bieten, wie sie sich von außen dem ihr zustrebenden Wanderer zeigte. Dabei müssen wir allerdings berücksichtigen, daß dieses Bild in den meisten Fällen rein schematisch war und die Wirklichkeit kaum wiedergab. Die Stadtmauer mit ihren Türmen war eben das äußere Hauptmerkmal der Stadtgemeinden, wie die persönliche Freiheit ihrer Bürger eines der wichtigsten inneren Merkmale bildete. So bewilligten auch in Schlesien die einheimischen Fürsten den neugegründeten Städten das Recht, sich durch eine Umwehrung gegen äußere Feinde zu schützen, wie es z. B. Bischof Thomas I. im Jahre 1261 der eben entstandenen deutschen Neustadt Meisse verlieh. Mit Rücksicht auf die große Wichtigkeit der Städte führten die Fürsten wohl auch selbst die Umwehrungen auf. Das verspricht Heinrich III. in den fünfziger Jahren des 13. Jahrhunderts den Städten Brieg, Dels und Trachenberg.

Wenn es in der Urkunde von Trachenberg heißt, er wolle es mit Planken und Gräben besetzen (blancis et fossis munire), so erkennen wir daraus, daß die Befestigungen zuerst aus Holzwerken bestanden. Manche minder bedeutende Orte haben sie bis in die neuere Zeit bewahrt. Im allgemeinen aber ergab es sich bei fortschreitender Vervollkommnung der Angriffswaffen, später bei vermehrter Anwendung des Schießpulvers, daß man zur Ausführung



An der alten Stadtmauer von Patschkau

von Stein- oder Ziegelmauern übergang, die hinter einem Wall und Graben lagen. Die Verteidigungsmöglichkeit wurde dann noch gesteigert, indem man eine zweite äußere, der inneren Mauer parallel laufende aufführte. Der Raum zwischen beiden hieß der Zwinger. In Friedenszeiten weidete hier das Vieh. Hier übte sich wohl auch die Bürgerschaft im Gebrauche der Schießwaffen. Die immer wieder drohenden Belagerungen und Verrennungen zur Hussitenzeit führten zu weiterer Ausgestaltung des Verteidigungssystems. Man ließ jetzt viereckige, runde oder halbrunde Türme in den Zwinger vortreten. Die engen Schlitze in ihnen gestatteten, die Teile der Stadtmauer zwischen den einzelnen Türmen zu übersehen und das Gelände des Zwingers mit Schußwaffen zu bestreichen, falls der Feind die äußere Mauer überstiegen hatte. Dadurch konnte mit ziemlicher Sicherheit verhindert werden, daß er an den früher toten Punkt der inneren Mauer gelangte und dort die Sturmleitern anlegte. Vereinzelt haben sich solche alte Mauertürme in unseren Städten erhalten, wenn sie auch vielfach verbaut wurden. Ich nenne nur Löwenberg, Reichenbach und Leobschütz. In Batschkau ziehen sie sich noch heut mit der Mauer fast um die ganze Stadt herum. Die meisten sind hier Halbtürme, sogenannte Schalen. Sie boten gegenüber den völlig geschlossenen Türmen einen doppelten Vorteil. Zunächst konnten die hölzernen Wehrgänge, deren Höhe nur die etwa noch vorhandenen Rüstlöcher erkennen lassen, bequem von den Mauern aus in ihrem Inneren herumgeführt werden; dann aber erlaubten die Schalen auch nicht, daß der Feind sich in ihnen festsetzte und in ihrem Schutze von dort aus die Bürgerschaft angriff. Wahrscheinlich ist diese Befestigungsart wie so vieles andere von den Kreuzfahrern aus dem Morgenlande zu uns gebracht worden. Wo die Türme völlig massiv waren, führten Türen in der Höhe des Wehrganges oder der Mauern, wenn diese breit genug waren, zu diesen.

Auf Grund strenger Verbote mußte eine Gasse an der Innenseite der Mauer unbebaut bleiben, außerdem führten wohl auch enge Gassen vom Mittelpunkte der Stadt dorthin, etwa in Glogau die Rosengasse, die eine schnelle Verbindung des Ringes mit der Mitte der Ostmauer gestattete.

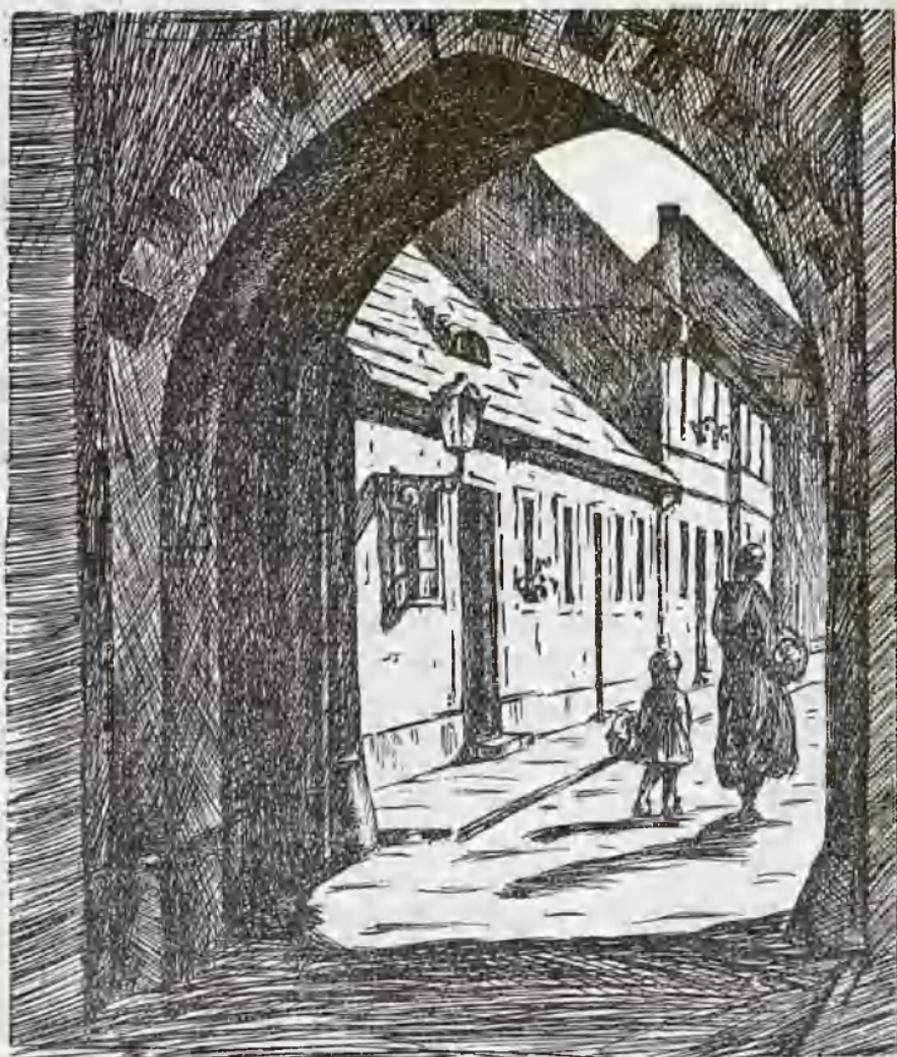


Breslauer Torturm in Neisse

Das alles diente dazu, die Bürgerschaft im Notfalle sich eiligst an der Mauer versammeln zu lassen, um die Verteidigungsstellung auf ihr einzunehmen. Zu diesem Zwecke waren einzelne Strecken derselben bestimmten Körperschaften zugewiesen. So wurde die Verteidigung der Stadt in Glogau 1390 derartig organisiert, daß die Jüngsten der Zünfte an folgenden Teilen ihre Stellung hatten: die Fleischer am Spittelstore, die Bäcker am Polnischen Tore, die Schuhmacher und Gerber an der Mühlenpforte, die Schmiede auf dem Westturme, wo der Hirte wohnte, die Schneider in der Hl. Leichnamsgasse, die Tuchmacher und Wollenweber bei den Nonnen (Klarissenkloster an der Nordostecke der Stadt) und endlich die Krämer und Kürschner auf dem Bischofshofe an der Oder. Die nötigen Waffen lieferte das städtische Zeughaus, oder jeder Bürger war zu ihrer Beschaffung verpflichtet. Eine Verordnung von 1454 befahl z. B., daß in Reiffe jeder Handwerker, der Meister werden wollte, sich eine Armbrust anschaffen sollte. Die Zechenmeister waren verpflichtet, an jedem Quatember deren Vorhandensein festzustellen. In den sich daraus ergebenden Waffenübungen und der mittelalterlichen Neigung zur Bildung halb religiösen, halb weltlichen Zwecken dienender Bruderschaften liegen die Anfänge der Schützengilden, die eine spätere ungeschichtliche Überlieferung auf Herzog Bolko von Schweidnitz (1286) zurückführen wollte. In Breslau ist zuerst 1442 eine Armbrustbruderschaft nachweisbar.

Die gefährdetsten Punkte jeder Stadtbefestigung (auch der Burgen) waren die Tore. Deswegen wurde ihre Zahl möglichst beschränkt. Manche Stadt hatte überhaupt nur zwei, wie z. B. Ziegenhals das Ober- und Niedertor, und Falkenberg, was mit deren Längserstreckung zusammenhängt. Durchschnittlich gab es deren drei bis vier. Je breiter die Öffnungen waren, um so leichter konnte der Feind eindringen. So machte man sie für unsere Verhältnisse äußerst schmal und niedrig. Daraus erklärt es sich, daß im letzten Jahrhundert die Tore fast überall niedergelegt wurden. Ein Möbelwagen unserer Tage wäre durch die meisten kaum hindurchgekommen. Sehr häufig ging die Durchfahrt durch ein Torgebäude, an dessen einer Seite sich ein hoher Turm zu seinem Schutze erhob. Weil diese den Verkehr nicht





Am Löwener Torturm in Grottkau

störten, haben sie sich häufiger in die Gegenwart herübergerettet. Ich nenne als Beispiele Hirschberg, Patschkau, Ziegenhals, Löwenberg und Neustadt mit prächtigen Beispielen dieser Befestigungsart. Wie der Torweg auch durch Thürme hindurchführte, zeigen uns das Löwener Tor in Grottkau, das Patschkauer Tor in Münsterberg und der besonders malerisch gelegene Stadtbergturm in Habelschwerdt. Ebenso wie bei den Mauertürmen beschränkten sich auch bei den Torhäusern und Tortürmen die Öffnungen auf möglichst wenige, durch die Verteidigungsmöglichkeit gebotene, schmale Schlitze; denn jedes größere Fenster hätte die Gefahr vermehrt, daß der Feind durch Brandpfeile das Holzwerk im Inneren in Brand setzte und dadurch die Verteidiger vertrieb. Über der Durchfahrt war im Geschoße darüber wohl auch eine sogenannte Pechnase angebracht, ein fensterloser Erker ohne Boden, so daß man, war der Gegner schon soweit vorgedrungen, daß er sich anschickte, die Türflügel mit Arthieben zu zerstören, von dort aus siedendes Pech oder Wasser auf ihn herabgießen konnte. Gelang es ihm trotzdem einzudringen, dann rasselte im letzten Augenblick durch einen Schlich im Torgewölbe vom ersten Stockwerk aus ein schweres, eisenbeschlagenes Gitter aus Holz herab und hemmte den weiteren Ansturm. Ein solches Gitter war es, das nach dem wahrhaftigen Berichte des Barons Münchhausen bei der Eroberung einer türkischen Stadt dessen Pferd in zwei Hälften trennte, deren vordere sich infolge dessen am Marktbrunnen gar nicht satt trinken konnte, weil das Wasser in vollen Strömen hinten herauslief.

Im Laufe der Zeit bildeten sich öfter die Tore zu einer Art Torburgen heraus, indem auch die äußere Mauer in die Befestigung mit hineinbezogen wurde. Diese Torburgen umschlossen dann einen Hof, der von den Wehrgängen aus beschossen werden konnte, falls das äußere Tor schon genommen war. In Schlesien hat sich davon nichts erhalten. Dagegen besitzt Naumburg a. S. in seinem Marientor noch ein besonders lehrreiches Beispiel dafür. Gegen Ende des Mittelalters wurden infolge der Vervollkommnung der Feuerwaffen außer den Mauertürmen besonders neben den Toren Basteien in den Stadtgraben vorgeschoben. Die Dicke ihrer Mauern sollte gegen die Beschießung mit Kanonen

schützen; es wurden aber in ihnen selbst auch welche aufgestellt, um das vorstehende Gelände mit Kugeln bestreichen zu können. Solche Bastionen wurden in Breslau 1485/86 bei St. Bernhardin, 1479 bis 1503 bei dem Nikolaitor errichtet, das seinen mittelalterlichen Charakter bis 1806 bewahrte. Damals wurde es bei der Belagerung in Trümmer geschossen und dann ganz niedergelegt. In Striegau war an einer Stelle der Mauer ein halbrund heraustretendes Werk vorgebaut worden, dessen Untergeschoß als gottesdienstlicher Raum diente. Es ist die noch heut bestehende Antoniuskapelle. In Batschkau wurde im 16. Jahrhundert die in der Nähe der Stadtumwehrung gelegene Pfarrkirche in das Befestigungssystem einbezogen. Darum macht sie mit ihrem das Dach des Langhauses verdeckenden Zinnenkranz mehr den Eindruck einer Burg als eines Gotteshauses. Früher standen auf dem Kirchboden zwei Geschütze, sogenannte Falconetts, mit deren Geschossen das heranrückende feindliche Heer beschossen werden konnte. Größere Städte wie Breslau und Görlitz machten sich natürlich am ersten die neueren Errungenschaften der Befestigungskunst zu eigen. So besitzt letzterer Ort in dem sogenannten Kaisertrutz ein besonders festes Werk, das zum Schutze des Reichenbacher Thores 1490 erbaut worden war. Im vergangenen Jahrhundert ist es nach eigenhändigen Skizzen Friedrich Wilhelms IV. zur Hauptwache umgebaut worden. Wir haben es in diesem Rundbau mit einem sogenannten Barbakan zu tun, wie er noch fast unverändert in dem des Florianitors in Krakau erhalten ist. Von ihm aus konnte das ganze Vorgelände auch nach den Seiten hin unter Geschützfeuer genommen werden. Über den Wallgraben hinweg waren die Thore nur auf Zugbrücken erreichbar. Der größeren Sicherheit wegen wurden die Thore bei Einbruch der Dunkelheit auch in der Zeit des Friedens geschlossen. In Schweidnitz geschah es um 6 Uhr beim Läuten der Schließglocke. Der Fußgänger, der sich verspätet hatte, mußte dem Thorwart das Sperrgröschel zahlen, damit ihn dieser durch die kleine Thür in einem der großen Thorflügel einließ. Wagen aber wurden nicht mehr hereingelassen, und so mußte mancher Reisende die Nacht in einem der Gasthäuser vor der Stadt verbringen.



Das alte Nikolaitor von Breslau (nach der Beschießung von 1806)

Wenn auf die dargelegte Weise die Städte befestigt waren, dann mochte es den Feinden schwer werden, sie zu erobern, wenn nicht Hungersnot oder Feuersbrünste, durch Beschießung mit Brandpfeilen oder Geschützen veranlaßt, die Bewohner zur Übergabe zwangen. Menschenwerk, und wäre es auch scheinbar für die Ewigkeit gebaut, verfällt im Laufe der Zeit, wenn nicht immer wieder bessernde Hand daran gelegt wird. Aber gerade daran ließen es die Bürger in bezug auf die Befestigungen nur zu oft mangeln. In längeren Friedenszeiten wurde man allzu sicher und vernachlässigte sie. Das geschah besonders unter und nach der segensreichen Regierung Kaiser Karls IV., sollte sich aber später bei den unheilvollen Einfällen der Hussiten bitter rächen. Sehr viele Städte wurden nun mit stürmender Hand genommen, geplündert und niedergebrannt. Diese Vorfälle wurden dann aber doch die Veranlassung, daß man an die Wiederherstellung der verfallenen Werke ging und neue errichtete, die die veränderte Kampfweise, vor allem die immer mehr zunehmende Verwendung des Schießpulvers, nötig machte. Zu weiterem Ausbau feuerte im 16. Jahrhundert die drohende Türkengefahr an. War der Türke 1529 sogar vor den Mauern Wiens erschienen, so konnte er unter Umständen auch nach Schlesien vordringen und die Schrecken des Krieges dorthin tragen. Aber vielfach war es jetzt nicht mehr die Bürgerschaft, die an die Erneuerung der Stadtbefestigung ging, sondern der Landesherr, bei uns also der böhmische König, erließ dahingehende Verordnungen, die jene oft nur widerwillig ausführte. Damals entwickelte sich nämlich der mittelalterliche Lehnsstaat zum modernen Beamten- und Militärstaat, der mit fester Hand einen großen Teil der Aufgaben übernahm, den bis dahin die einzelnen Stände und Körperschaften mehr nach ihren Richturbelangen ausgeübt hatten. In Verfolg dessen wurden nun eine Anzahl Städte an wichtigen Punkten, z. B. an Flußübergängen oder am Ausgange von Paßstraßen, in Festungen umgewandelt, deren Verteidigung nicht mehr den Bürgern, sondern den Söldnern des Landesherrn oblag. Eine verhängnisvolle Folge dieser Maßregel wie überhaupt der Entstehung geworbener Heere zum Schutze des Staates war es, daß die Bürgerchaften der Wehrhaf-



Der Donjon von Silberberg

tigkeit entwöhnt und unkriegerisch wurden. Erst die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Beginne des vergangenen Jahrhunderts hat mit dem ganzen Volke auch die Stadtbewohner wieder wehrhaft gemacht, das Volk in Waffen geschaffen, das heut leider, hoffentlich nur noch für kurze Zeit, der Vergangenheit angehört.

Noch während des großen Krieges begann die Wehrhaftmachung der Landeshauptstadt Breslau nach den neuen Befestigungsgrundsätzen, ebenso wurde Glogau als wichtiger Oderübergang, aber auch als Grenzstadt gegen Brandenburg und die von Norden kommenden Schweden mit Festungswerken versehen. Eine große Tätigkeit entfaltete später Friedrich der Große in Schlessien, als dieses durch den ersten schlesischen Krieg preußisch geworden war. Die älteren Festungen wurden neu ausgebaut, aber es entstanden auch ganz neue, Schweidnitz, Kofel und Silberberg.

Die Stadt Silberberg zieht sich langgestreckt an einer Straße empor, die über einen Paß des Eulengebirges nach der Grafschaft Glatz führt. Hier konnte es sich nicht darum handeln, den Ort mit einem Festungsgürtel zu umschließen, sondern es wurden auf dem Kamme selbst zu beiden Seiten der Straße mächtige Befestigungsbauten aufgeführt, um den Übergang zu schützen und zu verhindern, daß sich der Feind im Gebirge festsetze, wie er es in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges getan hatte. Der Bau dauerte von 1765 bis 1777 und verschlang die gewaltige Summe von über 4 000 000 Talern. In ähnlicher Weise wurde Glatz ausgebaut, nur daß hier die Stadt selbst zwischen Donjon und Schäferberg in die Verteidigungswerke mit eingeschlossen wurde.

Die neuen Festungswerke bestanden überall hauptsächlich aus hohen, unten aufgemauerten, mit einer Brustwehr versehenen Wällen, die nach außen spitzwinklig vorsprangen, um das vorliegende Gelände nach allen Seiten mit den Geschützen bestreichen zu können. Davor lag ein tiefer Wallgraben, der im Kriegsfall mit Wasser gefüllt wurde. Einzelne an geeigneten Stellen angelegte Außenwerke hoben noch die Sicherheit der Plätze.



Blick auf die Festung Glap

Da alle diese Befestigungswerke vielen Raum beanspruchten und vor den alten Stadtmauern angelegt wurden, mußten die Vorstädte, die vor den neuen Festungen lagen, niedergelegt werden. Das geschah in Meisse z. B. schon im Dreißigjährigen Kriege; damals wurde die Hälfte der sogenannten Altstadt, die Münsterberger Vorstadt mit der Katharinenkirche, die Breslauer Vorstadt mit der hl. Kreuzkirche und die Brüdervorstadt mit der Magdalenenkirche dem Erdboden gleichgemacht. Unter Friedrich dem Großen verschwand der Rest der Altstadt, deren Bewohner sich in den Nachbarorten ansiedeln mußten. Damals wurden auch mehrere Schleusen angelegt, um die Wallgräben und auch das Vorgelände der Festung bei einer Belagerung von der Meisse aus unter Wasser setzen zu können.

Im Gegensatz zu den sogenannten offenen Städten, die dem Feinde schutzlos preisgegeben waren, boten die Festungen ihren Bewohnern nun allerdings größere Sicherheit in Kriegszeiten, dafür aber mußten sie unter Umständen, wie in dem Unglückskriege von 1806/07 alle Schrecken einer Belagerung mit ihrem Mangel an Lebensmitteln, mit Krankheiten und Feuersbrünsten durchmachen. Aber auch sonst hinderte der Befestigungsgürtel die Entwicklung dieser Städte. Durften doch z. B. innerhalb des sogenannten Rayons vor den Wällen gar keine Baulichkeiten oder nur solche aus Holz aufgeführt werden. Zum Teil erst weit im 19. Jahrhundert, ja gegen Ende desselben, hörten die meisten Festungen als solche zu bestehen auf, und diese Städte konnten sich nun endlich über die alten Grenzen vom Mittelalter her ausdehnen.

Wie in dieser Zeit und auch in den folgenden Jahrhunderten Bürger und Soldaten die Städte verteidigten, welche Mühsalen die Bevölkerung zur Zeit von Belagerungen auszuhalten hatte, werden wir im nächsten Kapitel z. T. aus dem Munde von Zeitgenossen erfahren.

Blättern wir in alten Chroniken, so lesen wir immer wieder von Kämpfen um die Städte, von Belagerungen, von erfolgreichem Widerstande oder Eroberung und Plünderung durch die stürmenden Feinde. Meist aber wird das alles mit kurzen Worten abgetan, und es bleibt unserer Phantasie überlassen, sich alle die Mühsalen und den Kummer, die Not und den Schrecken selbst auszumalen, die sich hinter den schlichten Worten des Chronisten bergen.

Das gilt besonders für eine Unglückszeit, die sich dem Gedächtnis des schlesischen Volkes tief eingeprägt hat: die Hussitenzeit.

Bekanntlich hatte der tschechische Prediger Johannes Hus wegen seiner Abweichungen von der Kirchenlehre in Konstanz im Jahre 1415 den grausamen Feuertod erlitten. Die Schuld daran schoben seine Anhänger hauptsächlich auf den damaligen Kaiser Sigmund, und als dieser durch den Tod seines Bruders Wenzel König von Böhmen geworden war, weigerten sich die Böhmen, ihn als solchen anzuerkennen. Vergebens suchte er mit Waffengewalt sein neues Reich zu erwerben; alle seine Heere wurden geschlagen, und schließlich lehrten die Hussiten oder Hussen den Spieß um. Jahraus, jahrein wurde auch unser Schlesien durch ihre Einfälle heimgesucht. Hören wir, was ein Strehleener Chronist in kurzen Worten über ihre Angriffe auf schlesische Städte im Jahre 1428 schreibt:

„Als man geschrieben hat nach Christi Geburt 1428, kamen zuerst die schnöden verdammten Keger, die Laboriten, vor Troppau in Schlesien — und haben verderbt, verbrannt und vernichtet mit ihrer Gewalt und ihrem Frevel diese

nachgeschriebenen Städte, Märkte und Klöster ohne die zahllosen Herrnhöfe und guten Dörfer: Neustadt, Oberglogau, Krappitz, Strehlitz, Leschnitz, Zülz, Steinau, und kamen auf demselben Zuge nach Mittfasten vor Neisse und schlachteten das Fußvolk in der Altstadt . . . und ermordeten und erschlugen viele Leute, deren Zahl niemand weiß. Nachdem sie vor der Stadt und um die Stadt gemordet und gebrannt hatten, zogen sie fürbaß auf Dttmachau, Patschkau, das Kloster Camenz, Wartha, Frankenstein, das Kloster Heinrichau, Grottkau, Brieg und Ohlau und wandten sich auf Strehlen, Reichenbach, den Zobten und auf Canth, Neumarkt, Haynau, Goldberg, Parchwitz und auf Steinau an der Oder und wieder zurück vor Breslau, auf Strehlen und Münsterberg und Glaz wieder gegen Böhmen.“

So viel aus diesen Aufzeichnungen. Wie es im einzelnen herging, ersehen wir aus dem kurzen Berichte des Franziskanerlesemeisters Detmar über die Plünderung des Dominikanerklosters in der Stadt Frankenstein, die, wie wir eben lasen, auch von den Hussiten heimgesucht wurde.

„Sie kamen insbesondere in das Kloster des Predigerordens zu Frankenstein und begannen es zu zerstören. Darüber wies sie der Prior wegen ihrer Unart hart zurecht. Den guten innigen Bruder nahmen sie und brachten ihn in die Kirche. Dort sammelten sie die Heiligenbilder zu Haufen und machten davon ein Feuer an, warfen den Subprior hinein und verbrannten ihn.“

Derartige Greuelthaten verübten sie überall. Gegenüber den vorher erwähnten kurzen Aufzeichnungen hat uns ein Volkshainer Bürger, der vielleicht Martin hieß, einen eingehenden Bericht über die Eroberung seiner Stadt hinterlassen, der uns zeigen mag, was ein durch Waffengewalt gewonnener Ort zu erdulden hatte. Es war im Jahre 1443, als es beim Fehlen eines Herrschers in Schlesien darüber und darunter ging. In diese Zeit versetzt uns der Bericht des braven Bürgers. Der Edelmann Hein von Czir nau, damals Burggraf der oberhalb der Stadt liegenden Volkoburg, ließ dem Bürgermeister melden, daß eine Schar Böhmen ins Land wollte und auf Volkshain zu zöge; er solle die Wachen stark und gut bestellen. Dann fährt Martin fort:



Die Bolkoburg

„Weil aber die Wache der Stadt noch nicht gut bestellt und bewahrt war, und weil uns die Botschaft von Hein Czirnaus des Abends kam, so kamen die Feinde am Morgen früh, als der Tag anbrach, über die Mauer. Denn sie waren am Abend schon zu guter Zeit um die Stadt gezogen und versteckten sich und drückten sich hinter die Berge und in die Felsen, und rüsteten in der Nacht Leitern mit sehr guter Muße. Die Leitern nämlich waren ganz kurz, jede war vier Sprossen, so daß vier von den Leiterstücken kaum auf die Mauer reichten; und das erste Stück der Leiter hatte vorn ein Rädlein oder eine Scheibe, wenn man die auf die Mauer setzte, so fuhr sie an der Mauer hinauf und ward nicht gehemmt. Die anderen Leitern oder Stücke aber waren so zugerichtet und gemacht, daß eine in die andere paßte und ein Stück das andere faßte mit einem eisernen Bande, wie sie sie schon früher hinterlistig und boshast gegen uns angelegt hatten. Diese Leitern hatten sie in der Nacht dorthin gebracht, wo die Stadt und der Berg an der Stadt am allerhöchsten ist, und die Leitern waren so breit und weit, daß zwei von den Feinden nebeneinander liefen und hinaufstiegen. Als sie nun die Leitern vierfach angelegt hatten und der Tag anbrach, da fingen sie an vierfach hinaufzusteigen. Als sie nun auf die Mauer kamen, da fanden sie stadtwärts keinen Gang auf der Mauer, und sie mußten auf der Mauer einen weiten Weg wutschen, rutschen und kriechen, bis sie an ein Waschhaus kamen, an dem fanden sie eine Treppe, und so kamen sie leider zu uns in die Stadt. Und als nun viele von ihnen hereingekommen waren, da fingen sie an grausam zu schreien und zu brüllen wie der Teufel und aufzutrompeten. Das geschah am letzten Donnerstag vor Bartholomäi. Als wir solches grausame Geschrei und Getümmel hörten, da erschrakten wir kläglich; wer da fliehen und laufen konnte, der lief auf die Tortürme oder auf den Kirchturm und andere Türme; nur auf das Haus (d. h. die Volkoburg) konnten wir nicht kommen, da die Feinde zunächst dem Schloß in die Stadt gestiegen waren, und wer auf das Haus wollte, den erschlugen sie auf dem Wege. Als nun die Leute aus der Stadt sich verkrochen und stillhielten, da gingen die Hussiten mit großen Haufen in die Stadt, etliche liefen der Kirche zu, etliche den besten Häusern, so daß ihrer wohl acht zu mir

kamen. Und sie stießen mir den Kramladen auf und stellten zwei von sich an die Haustür mit bloßen Schwertern und ließen niemand in das Haus, solange bis sie meinen Kram und Gerät ganz und gar ausgeleert und ausgebeutet hatten. Meine Frau lag die Zeit im Wochenbett. Gott sei ihr gnädig; die hatte doch auch gute Sachen bei sich, als ihr Bettgewand und ihre Kleider in der Stube, worin sie lag. Und doch taten sie ihr die Ehre an, daß keiner der Feinde zu ihr in die Stube gehen wollte. Nur zwei von ihnen, die mit ihr wohlbekannt waren und denen sie viel Gutes in unserem Hause getan hatte, die gingen zu ihr an die Stubentür und beklagten sie, es täte ihnen leid, und sie brachten ihr auch heimlich eine Bettdecke und ein Decklaken und sprachen: „Frau, sie werden alsbald die Stadt anzünden; darum laßt rasch in die Keller tragen alles, was ihr mögt und behalten wollt; denn wir wollen sogleich weg.“ — Als sie nun alle Häuser ausgeplackt und beraubt hatten, da wären sie gern weg gewesen, und konnten doch nicht zu den Thoren hinauskommen; denn das Stadtvolk war auf die Thürme und Thorthäuser gewichen und warf von dort Steine herab unter sie, so daß sie nicht zu den Thoren hinaus konnten, und wären doch gern hinaus gewesen. Endlich fanden sie eine alte Pforte an der langen Seite, die war vor langen Jahren zugemauert. Die brachen und hackten sie auf und trugen alles Gerät durch die Pforte über die Gräben und beluden alle ihre Wagen und wollten wieder weg auf Böhmen zu. Sie ließen die Stadt anzünden und zogen hinauf vor Landeshut.“

Zweihundert Jahre später brach der große Dreißigjährige Krieg aus (1618—48), der, wie über ganz Deutschland, so besonders über Schlesiens unsägliches Elend brachte. Kaiserliche Heere und Schweden, Mansfelder und Sachsen durchzogen unser Land. Manche Stadt wurde im Sturm genommen und ausgeplündert, andere ergaben sich freiwillig, alle aber litten unter den gewaltigen Lasten, die die Heereszüge ihnen auferlegten. Neben der Hussitenzeit ist besonders diese Zeit, die Schwedenzeit, wie man sie nannte, dem schlesischen Volke im Gedächtnis geblieben. Daher wird den Hussiten und Schweden noch heute vom Volksmunde vieles zugerechnet, was andere Kriegsführende damals getan haben, ja selbst uralten Burgwällen hat man den Namen Schwe-



Bestürmung von Gleiwitz durch die Mansfelder 1626

den Schanzen beigelegt und erzählt sich von ihnen, daß die Schweden sie errichtet hätten. Diesen wird auch die Belagerung von Gleiwitz im Jahre 1626 von der Sage zugeschrieben.

Als der Graf Mansfeld in diesem Jahre an der Desfauer Brücke von Wallenstein besiegt worden war, zog er, von diesem verfolgt, nach Schlessien, und das Land lernte damals durch beide Heere alle Schrecken des wilden Krieges kennen. Auf einem Zuge in Oberschlessien erschienen die Mansfelder auch vor Gleiwitz. Nachdem die Städter selbst die Vorstädte, außer dem Franziskanerkloster, niedergebrannt hatten, um sich besser verteidigen zu können, leisteten sie so tapfer Widerstand, daß der Feind unverrichteter Sache abziehen mußte. Voll Dank dafür bestätigte der Kaiser der Bürgerschaft im Jahre 1628 alle ihre Rechte und verlieh ihr im folgenden Jahre ein neues Wappen, das über einem Turme, der schon im alten Wappen gewesen war, die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde zeigte. Wohl daran hat dann die Sage angeknüpft, wenn sie erzählte, daß Maria ihren Mantel schützend über die Stadt gehalten und die Verteidiger so damit gedeckt habe, daß keiner hätte getroffen werden können. Aber noch anderes mußte man zu berichten, von dem es unsicher ist, ob es wirklich geschah oder nur der Phantasie des Volkes angehört. Danach hätten die Schweden — in diese waren, wie gesagt, die Mansfelder verwandelt worden — einen Boten in die Stadt geschickt; die bewaffneten Bürger aber, die auf dem Ringe versammelt waren, hätten erklärt, sie hätten noch genug Lebensmittel und würden die Stadt bis zum letzten Mann halten. Tatsächlich hätte der Bote auch, als er zum Rathause schritt, in jedem Hause einige Tonnen mit Hirse stehen sehen. Darauf erfolgte der Sturm. Auf den Mauern aber standen die Bürger mit Heu- und Mistgabeln und anderen Waffen und warfen Steine und Balken auf die Anstürmenden herab. Aber auch die Frauen standen ihnen zur Seite und schütteten kochenden Hirsebrei, siedendes Wasser und Pech herunter. Da ließen die Feinde von ihrem Beginnen ab und gaben die Belagerung auf.

Wie hier in Gleiwitz, beteiligten sich auch da und dort noch die Bürger der Städte an deren Verteidigung, aber oft



war die Bürgerschaft nur der leidende Teil. Soldaten griffen an, Soldaten wehrten ab, und die Bewohner mußten zusehen, wie ihre Häuser, ihr Hab und Gut von Freund und Feind zerstört und verbrannt wurde. Über die Plünderung Bunzlaus am 25. Mai 1639 gibt uns ein Zeitgenosse, Buchwälder mit Namen, folgende Schilderung: „Solcher Raub ist zu Bunzlau niemals erfahren worden, als etwa vor 200 Jahren in dem hussitischen Wesen und Einfalle. Was es für Volk gewesen ist, weiß man gründlich nicht, aber ihrer viele haben es nur gehalten für Freibeuter, Beutelschneider, Straßenräuber und Strauchhähnlein oder anderes zusammengelaufenes Diebesvolk, die Gott gewiß wird strafen für alles am jüngsten Tage. Sie haben allhier also gehaufet, daß es Gott zu klagen ist, und daß es Türken und Tartaren fast nicht ärger machen könnten; sind keine Christenmenschen gewesen, sondern fast wie lebendige Teufel. Sie haben nicht allein alles geplündert, geraubt und gestohlen, sondern auch die Leute geängstigt und gemartert, auch viele derselben sehr geschlagen, daß sie bekennen sollten, wo sie ihr Geld hätten, wie sie denn auch mich alten Mann auf den einen Arm braun und blau geschlagen und mir einen bloßen Degen auf die Brust gesetzt und ich sollte 100 Taler geben, oder sie wollten mir den Kopf abhauen. Und da ich mich entschuldigte: ich hätte nicht 100 Heller, aber 100 Bücher wollte ich ihnen geben, da haben sie bald gefragt, ob's 100 Becher wären, darauf ich Nein gesagt, sondern Bücher, darin man lesen könnte. Aber sie haben in meinem Stüblein kein Buch haben wollen, sondern Kisten und Kasten mit Urten aufgehauen und genommen alles, was ihnen gefallen.“

Und so ist es seitdem geblieben, in den Kriegen, die der Große Friedrich um Schlesien führte und dann wieder in der Franzosenzeit vom Anfange des vorigen Jahrhunderts. Was in einer belagerten Festung die Bewohner erleiden mußten, mögen wir aus Tagebuchaufzeichnungen eines Beamten mit Namen Gedert ersehen, der die Belagerung von Meisse durch die Franzosen vom 23. Februar bis 16. Juni 1807 miterlebte. Aus ihnen greifen wir einige besonders bemerkenswerte Stellen heraus:

„Den 16. (April) vormittags wurden die ersten Bomben hereingeworfen. Gleich anfangs ward die Gräupnerin



Feindlicher Versuch auf Schweidnitz, 6. Januar 1635

Felsmann, als sie eben im Hausflur Mehl siebte, tödlich verwundet. Beim Kaufmann Zerboni schlug eine Bombe durch das Dach, alle Etagen durch und durch das Gewölbe bis auf den Hausflur. Eine Kugel schlug in das Pulvermagazin, wodurch eine Explosion entstand, daß ganz Meisse zitterte. Der Leutnant Stenzner verlor dabei sein Leben, so auch ein Feuerwerker, dem beide Arme weggeschossen wurden. Leutnant Krüger und mehrere Gemeine waren beschädigt und die Pferde zerrissen . . . Durch das Zerplatzen einer anderen Kugel wurden einer Weibsperson die Zähne ausgeschlagen und einer anderen die Brust verlegt. Das königliche Magazin beim Schulen-Institut (jetzt Gymnasium) schien der Feind sich vorzüglich zum Ziel bestimmt zu haben. Es geriet daher bald in Brand, und da es verschlossen war, und nach der Eröffnung oben kein Wasser vorrätig gefunden wurde, so griff das Feuer bald so weit um sich, daß keine Rettung möglich war. Dadurch geriet auch das Schulen-Institut und die schöne Kirche in Brand. Die durchbrochenen Thürme, sonst eine Zierde der Stadt, sind nicht mehr. Von der Orgel und dem Chor ist keine Spur zu sehen. Der Hochaltar ist ebenfalls ein Raub der Flammen geworden. Späterhin hat das Gewölbe der Kirche sehr gelitten. Vom Schulen-Institut sind nur zwei Stockwerke übrig geblieben. Bei dem Versuch, das Feuer zu löschen, wurde ein Bürger oben, als ein Turm niederstürzte, sehr beschädigt. Das Magazin gab man preis, da die Rettung desselben nicht möglich war, und es wurde bei dieser Gelegenheit sehr viel gestohlen . . . . .

Es war Zeit, daß das Bombardement aufhörte. Es ist fast kein Haus, welches nicht stark beschädigt wäre; manche Häuser sind gänzlich ruiniert. Die Kirchen haben sehr gelitten, vor allem aber die Pfarrkirche, die, was das Innere betrifft, außerordentlich verwüstet ist . . . Alle Gewerbe und Geschäfte stockten. Durch die stete Hemmung der Viele erhielt dieser Fluß ein so schmutziges Ansehen, daß selbst einem robusten Magen davor ekelte, und doch mußte dieses Wasser größtenteils zur Zubereitung der Speisen dienen. Die Gegend um Meisse war sonst sehr schön; allein noch vor der Belagerung wurden alle Bäume in der Nähe mehrentheils bis auf die Wurzel niedergehauen . . .

Solange ich lebe, habe ich keine schlechtere Nahrung genossen und so viele Fasttage gehabt, als während der Belagerung. Die gemeinsten Lebensmittel wurden teurer bezahlt, als sonst die kostbarsten Leckerbissen. Es war den Offizianten (Beamten) das Gehalt auf ein Vierteljahr vorschußweise ausgezahlt worden; allein die enorme Teuerung der schlechtesten Viktualien raffte mein Gehalt so schnell hin, daß ich nun bis zum 1. September dieses Jahres ohne Geld, folglich außerstande bin, mich und die Meinigen zu ernähren. Sechsendeunzig Tage und ebenso viele Nächte habe ich mit den Meinigen im Keller geschmachtet, wo wir, trotz aller Räucherungen, nichts als Moderluft atmeten und Tag und Nacht Licht brennen mußten. Meine Wäsche, Betten und Kleider, selbst mehrere Möbel, sind durch die Feuchtigkeit zugrunde gerichtet, und ich bin mit meinen Kleidern so herabgekommen, daß ich, wie man zu sagen pflegt, nur einen Rock und einen Gott habe. Dies sind für mich die traurigen Folgen des verderblichen Krieges, und ich weiß mir nicht zu raten, noch zu helfen.“

Dieser ergreifenden Schilderung aus einer belagerten Stadt schließen wir zum Schluß die einer Schreckensnacht an, die uns ebenfalls ein Zeitgenosse gegeben hat. Es war der erst Ende des vergangenen Jahrhunderts hochbetagt gestorbene Musiklehrer Büttner aus Glogau. Diese Stadt und Festung wurde nach den Bedingungen des Tilsiter Friedens auch noch weiterhin von den Franzosen und ihren Verbündeten besetzt gehalten und mußte, während sonst fast überall im herrlichen Befreiungskriege die Feinde aus Deutschlands Grenzen hinausgejagt worden, noch eine lange Belagerung durch preußische und russische Truppen über sich ergehen lassen, ehe sie am 17. April 1814, also elf Tage später als Paris, in die Hände der Verbündeten gefallen war, übergeben wurde und damit den unglücklichen Bewohnern die längst ersehnte Befreiungstunde von fast unerträglicher Gewaltherrschaft schlug.

Als Sohn eines Musikers am Dome von Glogau wohnte Büttner mit seinen Eltern in der nach dieser Kirche benannten Vorstadt auf dem rechten Oderufer. Über die schreckensvolle Nacht vom 10. zum 11. Februar berichtet er nun folgendes:



Beschreibung von Breslau 1806

„Unter mannigfachen Besorgnissen hatten wir uns am 10. Februar am Abend zu Bett gelegt. Aber gegen 2 Uhr des folgenden Morgens, am 11. Februar, weckte uns plötzlich ein starkes Kleingewehrfeuer von der alten Oder her, dem alsbald der Donner der Kanonen von den Stadt- wällen folgte. In großer Bestürzung, nur oberflächlich angekleidet, suchten wir in Erfahrung zu bringen, was uns bedrohe. Von unserem Boden aus sahen wir, daß die französische Besatzung der Zerbauer Redoute von einer starken Abteilung Preußen und Russen zurück nach dem Dome geworfen und das Fort selbst von letzteren eingenommen worden war. In aller Geschwindigkeit, aber ohne Alarm, wurden jetzt von französischer Seite die Wälle des Domes, namentlich vom Archidiaconat bis zum Kirchhofe, und von der anderen Torseite bis hinter die Fischerei, stark mit Infanterie besetzt und mit Kanonen, namentlich Haubitzen, bepflanzt. Während dieser Vorbereitungen hatte sich das Feuer von beiden Seiten etwas beruhigt; sobald es aber licht zu werden begann, wurde das Gewehr- und Kanonenfeuer mit erhöhter Lebhaftigkeit wieder aufgenommen. Schuß auf Schuß ertönte, man hörte fortwährend ein furchtbares Dröhnen. Das Klirren der Fenster und das Geknatter des Gewehrfeuers, dem wir sehr nahe waren, machten auf uns einen unbeschreiblichen Eindruck. Die Gewehr- kugeln pfiffen bei der kurzen Entfernung von der genannten Redoute bis zum Dome in solcher Menge den Steinweg entlang, daß niemand bei seinem Nachbar Erkundigung einzuholen wagte, zumal auch der französische Gouverneur de Laplane strengen Befehl erteilt hatte, bei dergleichen Vorfällen weder auf der Straße noch mit Licht an den Fenstern zu erscheinen.

So saß ich denn in einer Fensterdecke des väterlichen Hauses, das Auge in der Richtung über den nahen Wall nach der Redoute zu gerichtet. Das Auge stieß auf kein Hindernis, denn schon am 7. und 8. Mai (1813) hatten die Franzosen den ganzen Hinterdom mit seinen Gärten und Anlagen der Erde gleich gemacht.

Das Prasseln des Gewehrfeuers wechselte bisweilen in seinem Ab- und Wiederaufnehmen; aber das Kanonenfeuer von allen Seiten der Stadt aus ging unausgesetzt fort, so

daß man sich wundern mußte, wie es die Beschoffenen auszuhalten vermochten. Bei dem Prasseln des Gewehrfeuers und dem Donner der Geschosse trat völlige Tageshelle ein, und man konnte nunmehr alle Vorgänge mit Sicherheit wahrnehmen, wenn auch der Pulverdampf wie ein schweres Gewölk sich weit auf der Erde hinzog. Die Schanze selbst lag wie in einem rotgrauen Dampfe; denn das unaufhörliche Einschlagen der Granaten trieb eine Staubsäule nach der anderen in die Höhe. Dennoch hielten sich die Eroberer der Redoute, ohne ihrerseits durch Artillerie unterstützt zu sein. Dieses Festhalten des eroberten Geländes ließ uns befürchten, daß die Fortsetzung des Kampfes gegen den Dom gerichtet werden würde.

In dem Zustande sich steigender Befürchtung schwebten die Dombewohner bis ungefähr 9 Uhr morgens. Da sammelte sich auf dem Steinwege eine zahlreiche Schar Franzosen, scharf bewaffnet, aber ohne alles Gepäck, und im Anschluß an diese Truppen eine Kompanie mit Schaufeln und Pickhacken. Bald darauf ertönte das Kommando zum Abmarsch, und entschlossen bewegte sich der Zug über die beiden kleinen Festungsbrücken durch die letzte, schnell geöffnete Torbarriere hinaus, und von dort ging es in ausgebreiteter Linie mit gefällttem Bajonett stürmend über den festgefrorenen Sonnengraben nach der Redoute, die damals noch die Form der jetzigen Wasserredoute hatte. Es war ein erschütternder Anblick, als die Stürmenden mit Todesverachtung unter einem fürchterlichen Kugelregen, der sie von der Schanze aus empfing, auf dieselbe losgingen.

Wildes Geschrei von beiden Seiten tönte durch Trommelschlag und Schießen hindurch. Dabei lag alles rund herum in grauem Dampf und Staub gehüllt, der sich auf die weiße Schneedecke in langen Streifen hinlagerte. Unersehroffen hatten bisher die Preußen und Russen sich in ihrer Verteidigung gegen die Stürmenden gehalten, aber jetzt, ohne alle Unterstützung gelassen, konnten sie dem unaufhaltsamen Andrängen nicht länger widerstehen, sie sahen sich, durch die Übermacht erdrückt, genötigt, über das Eis der alten Oder hinweg ihren Rückzug zu nehmen. Die Franzosen, wieder im Besitze der Redoute, begannen bald mit

Harken und Schaufeln den Anfang zur Demolierung zu machen . . .

Bald darauf brachte man eine Anzahl gefangener Preußen und Russen, fast alles sehr junge Leute, sehr dürftig und ungleich in ihrer Montierung, nach der Stadt, später auch einen verwundeten preußischen Offizier, den französische Kanoniere vom Oberdamme her auf einem Sofa behutsam und sorgfältig trugen.

Noch an demselben Nachmittage begannen die Franzosen mit der Sprengung der Zerbauer Redoute. Am andern Tage wurde auch eine mehr rechts gelegene, von den Kroaten errichtete Schanze vernichtet. Bald waren diese Werke in Schutthaufen verwandelt, auf denen sich nach der Belagerung ein Distelwald bildete.“

# T a g e d e r N o t

Wohin der Krieg kommt, führt er unholde Begleiter mit sich: Krankheit, Teuerung, Brand. Das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben. In früheren Zeiten aber suchten diese Geißeln der Menschheit Stadt und Land auch in Friedenszeiten immer und immer wieder heim, öfter und mehr wie heutzutage, und forderten ihre Opfer.

Wenn wir in alten Städtechroniken lesen, so finden wir, daß fast jede Stadt in jedem Jahrhundert mehr als einmal ganz, noch öfters teilweise, in Flammen aufgegangen ist. Und das war sehr erklärlich. Denn die meisten Häuser waren früher aus Holz oder Fachwerk und selbst die massiven waren zum größten Teil mit Schindeln gedeckt, selbst die Kirchen, Rathäuser und Schlösser. So gab es z. B. in dem kleinen Städtchen Festenberg in den Jahren 1787—89 240 Häuser, und von diesen hatten 239 Schindeldächer, nur ein einziges war mit Ziegeln gedeckt. Hier wie anderwärts fanden sich auch noch zahlreiche hölzerne Schornsteine, selbst bis ins 19. Jahrhundert hinein. Da war es kein Wunder, wenn ein ausbrechender Brand überall Nahrung fand und sich mit Rieseneile verbreitete. Trotz der Verordnungen der städtischen Obrigkeiten, trotzdem Abend für Abend der Nachtwächter in seinem Liede sang:

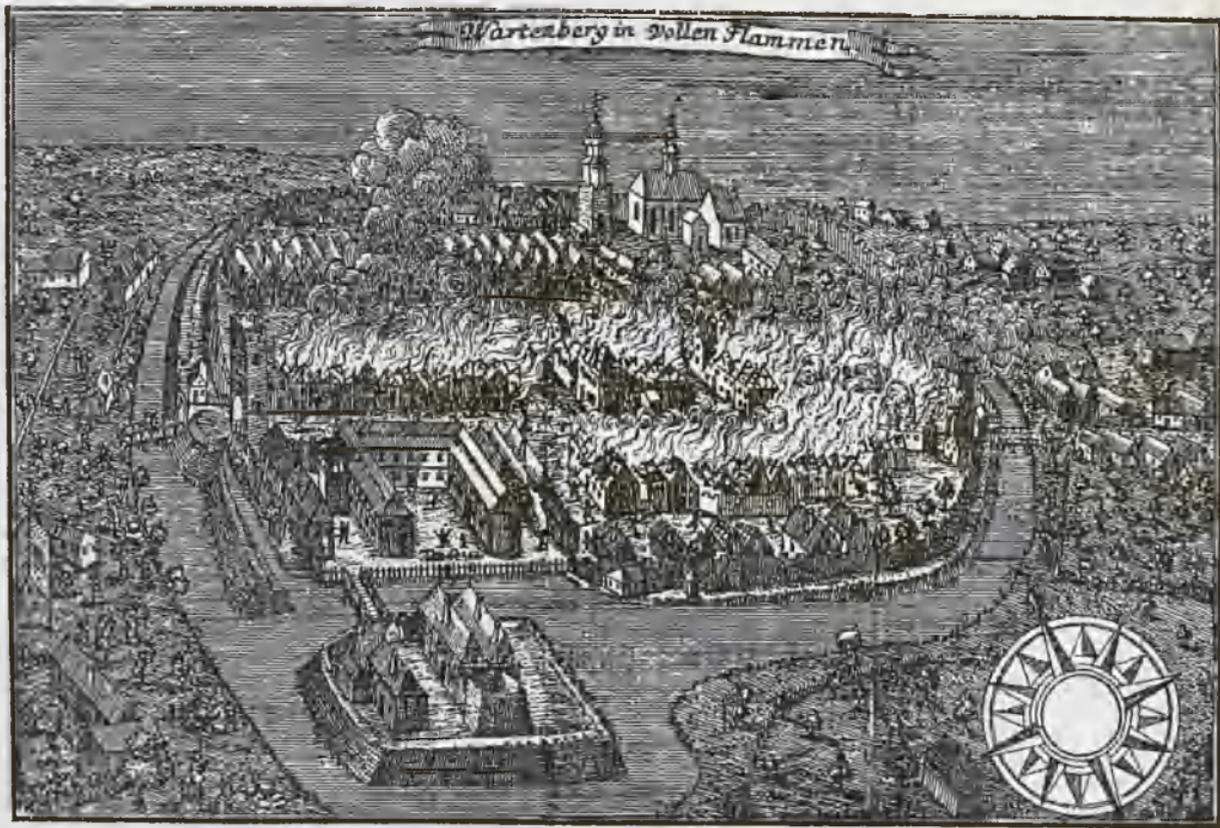
Bewahrt das Feuer und das Licht,  
Damit im Haus kein Schaden geschicht,

ging man mit den Rienspänen und Talglichtern, die zur Beleuchtung dienten, häufig recht unvorsichtig um, und das Unglück nahm seinen schnellen Lauf. Über einen Brand in Błogau, der durch solche Unvorsichtigkeit entstand, berichtet eine alte Chronik:

„Im Jahre des Herrn 1489 in der der Himmelfahrt des Herrn vorangehenden Nacht (28. Mai), machte eine Frau unvorsichtig Licht und dörrete Krafmehl und klebte ein Licht dabei und ging davon schlafen. Da wurde das Haus ein Raub der Flammen und in demselben Hause und in einem Nachbarhause gingen neun Menschen im Feuer zugrunde, aber die Frau selbst entkam kaum und überlebte es nur wenige Tage, und so nahm das Feuer zu und vergrößerte sich gewaltig. Und zuerst brannten auf der Hospitalgasse das Haus des Herrn Pfarrers und alle herumliegenden Häuser in der Leichnamsgasse, der ganze Marktplatz mit Ausnahme einer Seite, die Langgasse mit dem ganzen Handwerk ab und die Obergasse, das ganze Kloster brannte völlig ab und auch eine Nonne fiel dem Feuer zum Opfer. Und man erzählt, daß im Ganzen gut 18 Menschen beim Brande umkamen, und die Menschen erlitten ungeheuren Schaden.“

Wie fast eine ganze kleine Stadt zugrunde ging, berichtet uns Daniel Gomolcke in seinem Buche: Das aus seinem Brande und Ruinen sich wieder verneuende sogenannte Pohlische Wartenberg (heut Groß-Wartenberg in der Nähe der schon erwähnten Stadt Festenberg) folgendes:

„Anno 1742 als in dem angehenden 5ten Seculo (seit Gründung der Stadt), betraf unser armes Wartenberg abermals ein unvermutetes großes Ungelücke: Denn den 4. Nov. früh zwischen 2 und 3 Uhr, als die Leute noch alle im besten Schlafe lagen, entstand recht am Ecke bei dem Teutschen Tore in eines Bürgers und Marktziehers Namens Christian Fehners Hause eine geschwinde und unvermutete Feuersbrunst, daß die darinnen wohnenden Mitbürger mit genauer Not kaum im Hemde entspringen konnten, wie sie denn auch das wenigste von dem Ihrigen gerettet. Dieses Feuer nahm durch den entstandenen grausamen Sturmwind so heftig überhand, daß sich die rechts und linker Seite stehenden Gebäude anzündeten, und weil der Wind beständig aus Westen gegen Osten ging, also mußten alle Gebäude, so dem Feuer und Sturm entgegenstanden, herhalten. Daher geschah es, daß in Zeit von 6 Stunden 83 Wohngebäude und Bürgerhäuser in Grund abbrannten; denn es wollte weder Löschen noch Einreißen derer Häuser was helfen. Es brannten nicht etwa 2 oder 3 Häuser, sondern 15, auch 20 auf einmal, also



Brand von Groß-Wartenberg 4. November 1742

daß, weil die Gassen, ohnedem nicht zu breit und voller Feuer, eines dem andern nicht konnte zu Hilfe kommen, sondern es mußten brennen lassen und nur dem Feuer entfliehen. Beide Stadtspritzen waren verstopft und unbrauchbar worden. Die Jüngsten von Medzibor (Neumittelwalde) kamen zwar noch zeitlich genug mit ihrer Spritze uns zu Hilfe, konnten aber weiter nichts tun als die übrigen und dem Feuer nahestehenden Gebäude, wenn sie sich entzündeten, zu löschen.“

„Drei Präsigna (Vorzeichen) haben kurz vorher das Ungelücke prophezeit als: 1. Ist den Abend vor dem Brande eine Feuerkugel herauf am Himmel gestiegen, welche sich wie ein Fell über der Stadt ausgebreitet und nachmals auf die Stadt herabgefallen, welches der Postmeister in Kempfen nebst anderen deutlich gesehen. 2. Stehet ein Brunnen hart am Hause, wo das Feuer auskommen, da hat es etliche Tage vorher allemal des Nachts geschöpft und gegossen, welches viele Menschen gehöret, aber niemanden dabei gesehen. 3. Ist kurz vor dem Brande etliche Nächte nacheinander zu der Schildwacht, so vor des Herrn Rittmeisters Logiment (Wohnung) gestanden, ein weißgekleidetes Frauensbild kommen, welche zwar von der Schildwacht angeschrien, aber keine Antwort bekommen; als er nachmals nach ihr Feuer geben wollen, hat sie sich in den auf dem Ringe stehenden Brunnen gestürzt, daß die Schildwacht das Plumpen gehört.“

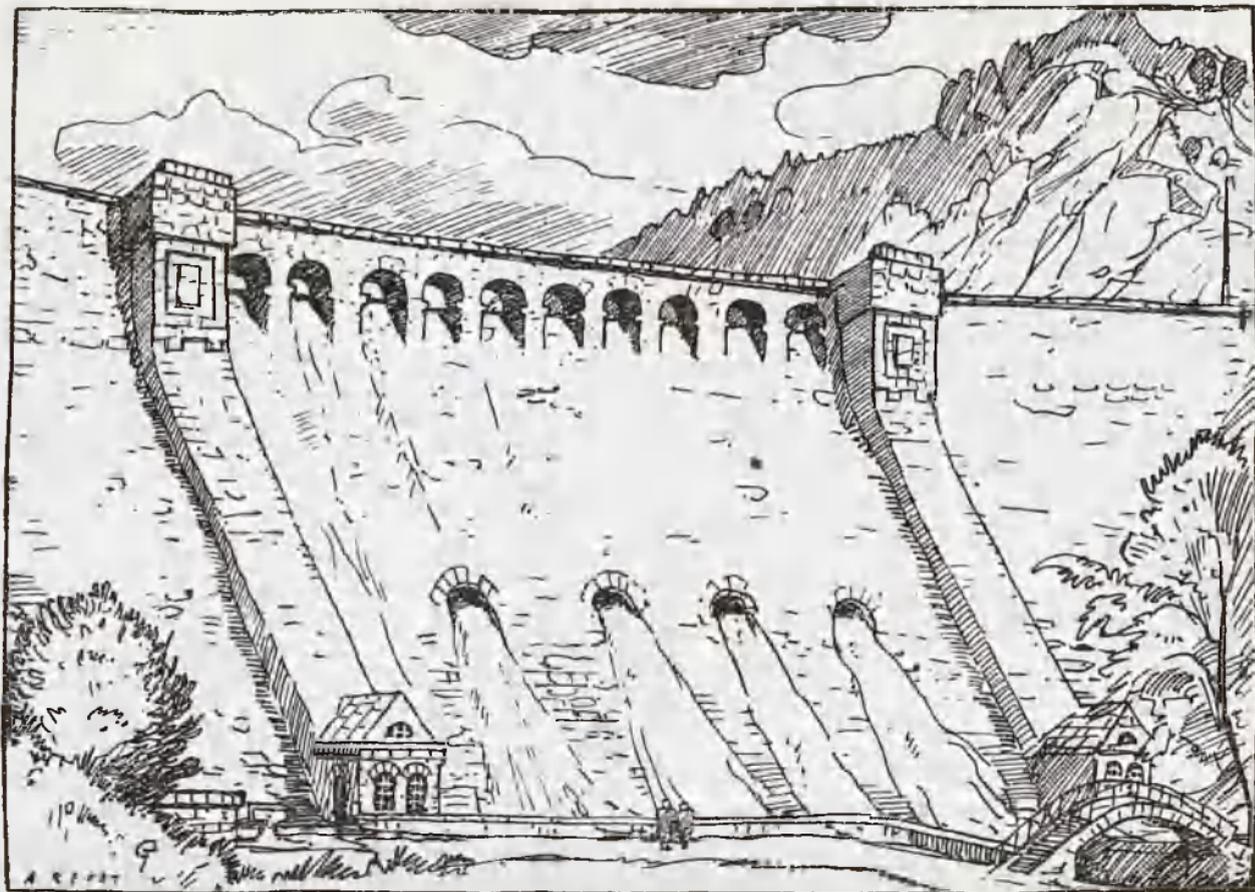
Die städtischen Obrigkeiten erließen wohl immer wieder Feuerlöschordnungen, aber ihre wiederholte Erneuerung beweist uns nur, daß man sich schließlich wenig um ihre Ausführung kümmerte und die Löschgeräte vernachlässigte, wie es ja auch in Wartenberg geschehen war, wo beide Stadtspritzen verstopft waren. Erst die preussische Zeit, vor allem das 19. Jahrhundert, hat darin Wandel geschafft, hat allerdings auch nicht hindern können, daß noch einigemal ganze Städte abbrannten, so z. B. Tost 1833, Frankenstein 1858; zum Teil war die damals noch bestehende schlechte Bauweise Schuld daran. In den katholischen Gegenden Schlesiens sieht man noch heut an den Häusern vielfach Bilder oder Bildsäulen des hl. Florian, der als Patron gegen Feuersgefahr angerufen wird. Oft wur-

den sie nach großen Bränden angebracht; auch Inschriften an Häusern erinnern vielfach an überstandene Feuergefahr, so z. B. an einem Hause auf der Polnischen Straße in Brieg vom Jahre 1777:

Drey Linden zeigen an, wie dieses Haus genandt,  
Der Höchste schütze es durch seine Allmachts Handt,  
Damit es unverrückt zu jeder Zeit kann stehen  
Und nicht darf wie geschehn durch Feuer untergehen.

Am Südwestrande Schlesiens ziehen sich die waldreichen Sudeten hin. Noch heut, wenn gegen das Frühjahr hin Schneeschmelze eintritt oder im Sommer große Regengüsse niedergehen, füllen sich die von den Bergen kommenden Flüsse an und wälzen ihre Wassermassen der Oder zu. Erst in den letzten Jahrzehnten sind an verschiedenen geeigneten Punkten Staueweiher mit Talsperren angelegt worden. Immerhin aber kommen auch heut noch größere Überschwemmungen vor. Darunter leiden vor allem die Landbewohner, deren Äcker sich mit Wasser bedecken und verschlammmt werden, aber auch die Chroniken der Städte, besonders der am Fuße des Gebirges belegenen, wissen von gewaltigen Wasserfluten zu erzählen. An dem im Jahre 1867 niedergefallenen alten Rathause zu Ziegenhals an der Biele war ein roter Krebs in der Höhe von vier Metern angemalt; bis zu dieser Höhe soll 1472 das Wasser gestanden haben.

Im Juli des Jahres 1702 hielt sich der Pastor George Gottlob Bitschmann aus Siegersdorf am Queis zur Kur in Bad Warmbrunn oder dem Warmbade, wie man damals sagte, auf. Ihm verdanken wir einen Bericht über die „schlesische Sündflut“, die am 14. des genannten Monats in der Stadt und deren Umgebung große Verheerungen anrichtete. Er erzählt unter anderem: „Der Zaden ergoß sich zusehends. Es hatten seine Erzellenz, der Herr Graf von Schaffgotsch, Kammerpräsident in Schlesien, wie gewohnt, ein großes Anteil vom geflözten Holze auf einem freien Plaze über dem warmen Bade stehen, das griff es an, das stammte sich an die Brücke und davon ging diese bald im Anfange entzwei. Wie man denn will, daß dadurch auch die 500 Raten Holz verloren gegangen. Jedermann verhoffte, nun würde das Wasser um so viel mehr sich ausbreiten Gelegenheit haben und an seiner Höhe nicht so



Die Talsperre von Breitenhain, Kreis Schweidnitz

auffsteigen. Aber man betrog sich. Es nahm so überhand, daß man wie eine offenbare See und die an und um den Fluß stehenden Häuser nicht anders als wie die Schiffe auf derselben erblickete. Das Haus selbst, in dem ich ein Mitbewohner war, stand von vorne, hinten und an beiden Seiten im Wasser, daß nur eine Stufe an der Treppe ermangete, daß es nicht zu uns bis auf das andere Geschöß kam. Dabei war das Werk um so viel gefährlicher, weil von vorn der völlige Zackenfluß, zur linken Hand aber gegen den Klosterhof ein anderer Strom von dem ausgerissenen Mühlwasser, das gleichfalls durch das Wehr von dem Zacken abge sondert, vorbei ging. Wiewohl auch ein Strom mitten durch das warme Bad und andere da- und dorthin gingen, wovon das Wasser über das so benannte Probstbad, dem Kloster zugehörig, ging; doch wurde das Schaffgotsche Bad, worinnen ich zuvor der Kur gepflogen, weil es vor anderen erhöht, damit verschont.“

Feuersbrunst und Wassersnot forderten immer wieder auch Menschenopfer, aber viel größere fielen doch den schrecklichen Seuchen zum Opfer, die, meist vom Osten eingeführt, auch in Schlesien immer von neuem verheerend auftraten und aller Mühe, sie zu bekämpfen, spotteten. Eine Hauptschuld daran trug der Mangel an Sauberkeit. Wohl gab es im Mittelalter selbst in kleinen Städten eine oder mehrere Badstuben für Männer und Frauen, und für wie wichtig sie angesehen wurden, geht daraus hervor, daß sie häufig als fromme Stiftungen errichtet wurden. Aber sonst stand es mit der Reinlichkeit recht schlecht.

Die Straßen waren meist ungepflastert; schon der Umstand, daß in vielen Orten eine gepflasterte Straße geradezu den Namen Steinweg führte, zeigt, daß man es dabei mit Ausnahmen zu tun hatte. Zur Regenzeit und bei der Schneeschmelze verwandelten sich die Straßen und Gassen in wahre Sümpfe, in welche die bis in deren Mitte reichenden hölzernen Rinnen ihr schmutziges Wasser ergossen. Dazu wurde aller Unrat aus den Häusern einfach auf die Gasse geworfen. Im Jahre 1720 erließ z. B. die städtische Obrigkeit in Leobschütz eine Anordnung, daß der Dünger nicht über drei Tage auf der Straße liegen bleiben dürfe. In Frankenstein soll der Dünger der Stadtpferde nach einem

Bericht aus dem Jahre 1386 unter dem Rathause gelagert haben, und es war verboten, ihn unerlaubter Weise wegzuführen. Dazu kamen noch die engen, schlecht beleuchteten und gelüfteten Stuben in den Häusern, die schmalen Höfe hinter ihnen. Da kann man sich nicht wundern, wenn sich die Krankheiten schnell verbreiteten und ungeheure Opfer forderten, zumal die ärztliche Kunst noch auf tiefer Stufe stand und z. T. nur den Badern und Quacksalbern überlassen war. Aber selbst als seit dem 16. Jahrhundert genaue obrigkeitliche Anordnungen ergingen mit zahlreichen Geboten und Verboten, was man tun und lassen müsse, starben an den großen Pestfeuchen, die besonders im Anschluß an die das Land durchziehenden Kriegsheere des Dreißigjährigen Krieges auftraten, zahllose Menschen. Jede Stadtchronik weiß sehr viele Beispiele aufzuführen. Am bekanntesten ist der sogenannte schwarze Tod, der unter der Regierung des Kaisers Karl IV. in der Mitte des 14. Jahrhunderts ganz Deutschland heimsuchte. Im Jahre 1413 raffte in Schweidnitz eine Pest gegen 4000 Menschen hin; 1497 trat diese Krankheit im August abermals auf und erlosch um Martini, nachdem sie fast 5000 Menschen das Leben geraubt hatte. Am schlimmsten aber war es im Jahre 1633. Als sich nach dem großen Brande vom 18. Mai dieses Jahres viele Obdachlose aus den Vorstädten und vom Lande in die Stadt geflüchtet hatten und außerdem im Juni noch ein Regiment Schweden eingerückt war, war der Ort mit Menschen dicht gefüllt, und es trat große Teuerung ein. Das war ein guter Nährboden für die tödtliche Krankheit. Öfters starben 200 bis 300 Personen an einem Tage. Es fehlte an Leuten, sie zu beerdigen, und so lagen die Toten an einzelnen Stellen unbegraben z. T. bis in den Oktober hinein. Schließlich zog man Soldaten dazu heran. Die machten Särge aus rohen Brettern und verkauften sie für 30 bis 50 Dukaten. Da aber die Kirchhöfe überfüllt waren, so warfen sie wohl die Leichen in die Wallgräben und verkauften die Särge von neuem. Bald stellten sich Scharen von herrenlosen Hunden ein und fraßen die Leichen an, so daß sie mit Gewalt vertrieben werden mußten. Am 1. Januar 1634 wurde von den Kanzeln verkündigt, daß 17 000 Menschen an der furchtbaren Krankheit gestorben wären.



Standbild des Brückenheiligen Nepomuk in Neustadt a. S.

Ganze Dörfer sind in solchen Unglückszeiten ausgestorben, und auch die Städte wurden menschenarm. So wird uns berichtet, daß in Goldberg im Jahre 1553 alle Bürger bis auf sieben gestorben seien. Den Kirchengang dieser Sieben am Weihnachtsabend schildert uns der aus Schlesien stammende Dichter E. G. Seeliger in einem ergreifenden Gedichte:

. . . . Kein Glockenklang rann durch die Luft:  
die Stadt war still wie eine Gruft.

Da öffnete sich eine Thür,  
und zögernd trat ein Greis herfür.

. . . . Zu einsam war es ihm im Haus,  
Weihnacht zu feiern zog er aus.

Wie er auch horchte hier und dort,  
sie waren alle, alle fort.

Und durch den Schnee er suchend ging  
und stand bald mitten auf dem Ring.

Da tat er auf den greisen Mund  
und dankte Gott von Herzensgrund:

Gelobt seist du, Jesu Christ,  
daß du ein Mensch geboren bist  
von einer Jungfrau, das ist wahr,  
des freuet sich der Engel Schar.  
Kyrieleis!

Und horch! das Lied bracht gute Saat,  
ein anderer Bürger zu ihm trat.

Auch er ein Lichtlein trug daher,  
zu geben Gott dem Herrn die Ehr.

Bereint sich nun ihr frommer Sang  
hin über Platz und Gassen schwang:

Er führt uns aus dem Jammertal,  
macht Erben uns im Himmelsaal.  
Kyrieleis!

Und sieh! Und sieh! Aus Thür und Thor  
fünf andre traten noch hervor.

Quer durch den Schnee ein jeder schritt,  
und jeder bracht ein Lichtlein mit.

Die sieben sangen nun im Kreis  
Martinus Luthers Weihnachtsweiß:

Das hat er alles uns getan,  
sein groß Lieb zu zeigen an,  
des freu' sich alle Christenheit  
und dank ihm das in Ewigkeit.  
Kyrieleis!

Das war ein seltsam Weihnachtsfest.  
Am nächsten Tag erlosch die Pest.

In solchen Tagen der Noth und des Schreckens bemächtigte sich der Gemüther große Furcht, und die bange Frage wurde gestellt: Woher doch kommt die böse Krankheit zu uns? Viele sahen sie als eine Strafe Gottes an für allerlei Missethat und predigten Buße. Andere erzählten, wie ein Nebelstreif, eine blaue Wolke oder ein schwarzes Tuch über dem Lande geschwebt habe; das sei die Pest gewesen. Wieder andere aber meinten, böse Menschen hätten sie aus Rache oder Gewinnsucht verbreitet und verdienten deshalb den Tod durch Henkershand. So beschuldigte man zur Zeit des schwarzen Todes die Juden dieser Untat und verfolgte sie auf das heftigste. Dann aber meinten auch manche Leute, die Totengräber seien schuld daran, da sie von den vielen Begräbnissen großen Gewinn hätten, und zeigten sie bei der Obrigkeit an.

Als im Jahre 1680 die Pest in der kleinen Stadt Wünschelburg am Fuße der Heuscheuer in wenigen Wochen 700 Menschen hinweggerafft hatte, erzählten sich die Leute, die Totengräber hätten die drei ersten Toten aufs Gesicht gelegt und dann vergraben und außerdem todbringendes Pulver umhergestreut. Deshalb wurde der Obertotengräber Georg Dscher ins Gefängnis gesetzt, auf die Folter gespannt und endlich in Glaz als Hexer verbrannt.

Auch sonst spielte der Glaube an Hexen und Hexer eine verhängnisvolle Rolle. An vielen Stellen loderten die Scheiterhaufen auf, in denen unglückliche Menschen, die man des Bundes mit dem Teufel für verdächtig oder überführt hielt, ein schreckliches Ende fanden. Es gab wenige Menschen, die diesen Wahnglauben nicht teilten, und die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten hielten es für ihre heiligste Pflicht, einzugreifen und die Unholde zu beseitigen, damit sie nicht noch weiteren Schaden anrichteten. Kein Alter, kein Stand blieb von dem Verdachte verschont, Kinder und Greise fielen ihm zum Opfer. Unter den schrecklichen Qualen der Folter bekannten die meisten ihre vermeintlichen Verbrechen und sagten aus, was sie nie getan hatten. Und diese Geständnisse bestärkten die Menschen noch mehr in ihrem Wahne. Selbst der von ihnen verehrte geistliche Stand schützte nicht vor dem Verdacht; so wurde z. B. 1685 der frühere Dechant von Hohenplog, Christoph Leutner, wegen Hexerei dem Feuertode überliefert. Aus den Flammen heraus rief er noch immer: „Jesus, Maria, Josef,“ selbst als schon die Stricke an seinen Händen abgebrannt waren.

Mit innigster Teilnahme lesen wir den Bericht über zwei unglückliche Weiber, die im Jahre 1682 zu Glaz als Hexen festgesetzt wurden. Die eine war die hochbetagte Ehefrau Dorothea des Tuchmachers Georg Breuer auf dem Neulande bei Glaz, die andere die alte Greschelin. Diese starb im Gefängnis, der Prozeß gegen die andere Frau zog sich bis 1686 hin. Umsonst wandte sich der Ehemann der Unglücklichen an das königliche Amt in Glaz mit der Bitte um Gnade und setzte auseinander, „daß seine Frau sich stets in aller Gottesfurcht gehalten, die Kinder zum Gebet und allen Tugenden erzogen und bei ihrer schweren Handarbeit sich jederzeit eines aufrichtigen Wandels beflissen habe; er hätte sich eher den Einfall des Himmelsgewölbes als solches Übel eingebildet“. Umsonst, nur schwer konnte er die Erlaubnis erhalten, seine geliebte Frau durch einen Ausschnitt in der Kerkertür zu sehen und zu sprechen. Da lag sie, mit schweren Ketten gefesselt, in Schmutz und Unrat. Mit Tränen im Auge sprach er zu ihr: „Frau, wie elend seht ihr aus! Seid ihr denn unschuldig an dieser Verhaftung?“ Die Ärmste erwiderte: „So unschuldig wie ein neugeborenes

Kind; am jüngsten Tage wird sich meine Unschuld erweisen.“ Alle Bemühungen des Mannes waren umsonst. Die Frau wurde der Folterung unterzogen, um ein Geständnis von ihr zu bekommen; wie qualvoll sie gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß das fromme Weib versuchte, durch Selbstmord neuen Martern zu entgehen. Endlich muß sie doch ein Geständnis ihrer vermeintlichen Hexerei abgelegt haben; denn sie wurde am 19. Februar 1686 in Glaz mit dem Schwerte gerichtet und dann ihr Leib auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Wieviel Lebensglück ist doch auf solche Weise zerstört worden, und wir dürfen nicht einmal den Menschen, die an Hexen glaubten und sie anzeigten, und den Obrigkeiten, die sie foltern und richten ließen, einen Vorwurf daraus machen. Denn sie glaubten ja damit noch ein gutes Werk zu tun und ihre Mitmenschen vor Übel zu schützen.

Erst ganz allmählich ist dieser unselige Wahnglaube eingeschlafen. Noch im 18. Jahrhundert sind Hexen verbrannt worden. Aber immer mehr aufgeklärte Leute traten schließlich dagegen auf und suchten die große Menge zu belehren, daß es keine Hexen gäbe. Vor allem aber nahmen die Gerichte keine Anklagen auf Hexerei mehr an und verfolgten vielmehr diejenigen, die andere der Hexerei beschuldigten. Damit hörten endlich Gott sei Dank die Hexenverfolgungen auf, wenn auch der Glaube an die Möglichkeit der Hexerei nie ganz verschwinden wird.

# U l l t a g s l e b e n

Es war früher in der Stadt wie auf dem Lande. Frühzeitig, mit den Hühnern, wie man sagte, gingen die Leute zu Bett. Da hörte fast aller Verkehr auf. Denn eine Straßenbeleuchtung gab es damals noch nicht. Und wen die Nothwendigkeit zwang, noch in später Stunde durch die Gassen und über die Plätze zu schreiten, wie etwa den Arzt, der mochte sehen, wie er auf dem holprigen Pflaster oder dem vom Regen aufgeweichten Boden in der Dunkelheit zurecht kam. War aber bei irgend einer hochgestellten Persönlichkeit eine Gesellschaft bis in die späten Abendstunden zusammen, dann versammelten sich in dem gastlichen Hause die Diener der Geladenen, um ihre Herrschaften mit Fackeln oder Windlichtern heim zu begleiten. Die Damen aber bedienten sich dabei der von zwei Bedienten getragenen Sänften, die durch das 18. Jahrhundert hindurch Mode waren.

Frühzeitig aber erwachte auch die Stadt wieder zu neuem Leben. Denn viele Bürger, selbst in den größeren Städten, betrieben neben ihrem Handwerk auch noch Landwirtschaft, und da galt es zu gewissen Zeiten, wie für den Bauern draußen auf dem Lande, in früher Stunde schon auf dem Felde zu arbeiten. Nun ließ auch der Stadthirt in den Gassen sein Horn laut ertönen, und daraufhin öffneten die Hausbesitzer die Thüre und Lore, um ihr Rindvieh und die Schweine herauszulassen. So beginnt es allmählich lebendiger zu werden, aber im allgemeinen bleibt es doch während des ganzen Tages recht still, wie es ja auch heut noch in Kleinstädten der Fall ist. Nur an den Brunnen geht es etwas lebhafter her. Noch ist keine Wasserleitung vorhanden, die das Wasser in jedes Haus, in jede Küche führt. In



Strassenbild aus Goldberg

dieser oder im Hausflur steht die Stände, ein hölzernes Gefäß, das die Jüngerer unter uns kaum noch dem Namen nach kennen. Die muß jeden Tag frisch mit Wasser gefüllt werden. Und wenn die Frauen und Mägde dieses vom Brunnen holen, dann machen sie, länger als es gerade notwendig ist, gern noch ein Ständerchen und erzählen sich die neuesten Neuigkeiten.

In den Häusern, auch vor ihnen, wie z. B. bei den Schmieden, und auf den Höfen ist alles schon beim eifrigsten Schaffen.

Ghe wir die fleißigen Meister mit ihren Gesellen und Lehrlingen in ihren Werkstätten besuchen, sehen wir uns erst noch etwas auf den Gassen um. Heut heißt fast jede Gasse, und wäre sie auch noch so schmal, stolz Straße; früher aber bezeichnete man damit nur die Wege, die von einer Stadt zur anderen und durch diese hindurch führten, aber beileibe noch nicht so schön gebaute Kunststraßen waren, auf denen jetzt die Kraftwagen in rasender Schnelligkeit dahinjagen.

Wenn wir uns in unseren Tagen erkundigen, wo der und jener wohnt, dann wird uns von einem kundigen Stadtbewohner aufs genaueste Straße und Hausnummer genannt, wenn wir diese nicht gar vorher aus einem Adreßbuche erfahren haben. Anders lautete die Auskunft in früherer Zeit: „Der Meister Nikolaus? — der wohnt im Schwarzen Bären,“ und „die verwitwete Frau Magdalena Rothin neben dem Goldenen Stern“, so wird uns auf unsere Frage zur Antwort. „Wohnen sie denn alle in Gasthäusern?“ wird mancher Leser fragen. O nein; ganz abgesehen von den Wirtshäusern, die derartige Namen führen, hatten gar viele Häuser solche Bezeichnungen und nicht bloß das, sondern man konnte und kann auch noch heute in alten Städten in Bild und Rundarbeit entsprechende Menschen- und Tiergestalten und Gegenstände an den Häusern angebracht sehen. Es läßt sich manchmal eine ganze Menagerie von bunten Tieren aus ihnen zusammenstellen: rote, gelbe, goldene Löwen, schwarze, braune und rote Bären, Adler, Hirsche und manches andere Getier. In Breslau heißt noch heut ein Haus „Der Bär auf der Orgel“; da sieht man im Bilde einen Bären, der mit seinen Taten



Das „goldene Männchen“ in Schweidnitz

auf der Orgel spielt; der Fuchs bedient den Blasebalg, der Storch spielt die Laute, die Katze schlägt den Triangel und noch andere Tiere nehmen an dem merkwürdigen Konzert tätigen Anteil. Dabei fehlen auch allerlei sinnreiche Sprüche an Portalen und anderen Stellen nicht; z. T. sind sie religiöser Art, andere drücken den Stolz des Besitzers aus, zum Beispiel:

Der Neider Lücke  
Ist mein Glück.

oder:

Dem einen zu schön, dem andern zu schlecht,  
Doch wer kann es allen machen recht?!

Mancher stellt sein Haus und seinen Besitz Gottes Huld anheim:

Wo Gott nicht gibet Glück und Gunst,  
So ist alle Müh und Arbeit umsonst.

oder:

Im großen Glück erhebe dich nicht,  
Und im Unglück verzage nicht!  
Gott der Herr ist ein solcher Mann,  
Der beides nehmen und geben kann.

Viele Gassen und Gäßchen führten gar keine Namen, andere hatten ihre Namen von verschiedenen Handwerken, so z. B. die Schuh- und Schmiedebrücke in Breslau. Brücke bedeutet hier gepflasterte Straße und läßt damit erkennen, daß die meisten Gassen gar nicht gepflastert waren. Dann finden wir noch Kupferschmiede-, Mälz-, Webergassen u. a. So wie die Kaufleute und Handwerker ihre Verkaufsstände auf dem Ringe nebeneinander hatten, so wohnten früher — das lassen uns die Namen erkennen — auch die Leute desselben Berufes zusammen. In der Judengasse lag ein Kauf- oder Trödel Laden am anderen, da ja die Juden früher allein auf den Handel beschränkt waren. Wir sehen daraus, daß es vorzeiten ganz anders wie gegenwärtig war. Denn jetzt wohnen die Handwerker über die ganze Stadt zerstreut, und mancher ist schon wenig erbaut, wenn ein Berufsgenosse im Nebenhause wohnt; wie leicht kann er ihm da die Kundschaft vor der Nase wegschnappen! Das war aber vordem nicht zu fürchten. Alle Meister eines Handwerks waren in Innungen oder Zünften vereint, und wenn

nur wenige desselben Gewerkes in einer Stadt vorhanden waren, dann taten sich die Meister mehrerer verwandter Gewerbe zu einer solchen zusammen. So bildeten öfter die Büttner, Tischler und Stellmacher eine Zunft, z. B. in Tarnowitz, wo ihnen 1671 die städtische Obrigkeit ihre Satzungen bestätigte. Überhaupt waren die Innungen von der Stadt abhängig; diese sah darauf, daß die Handwerker gute Arbeit lieferten und nahm sich so der Käufer an, dafür aber beschützte sie auch jene und hinderte andere am Wettbewerbe. Daher kam es, daß meist nur eine bestimmte Anzahl Meister eines Gewerbes in der Stadt vorhanden waren. Wehe solchen Handwerkern, die sich niederließen, ohne in die Innung einzutreten; sie wurden verächtlich als Stümper oder Pfuscher bezeichnet und ihnen das Leben so sauer gemacht, daß sie es meist vorzogen, ihren Wanderstab weiter zu setzen. Die meisten Mitglieder hatten natürlich die Zünfte, die für die wichtigsten Lebensbedürfnisse arbeiteten, die Bäcker, Schuhmacher und Schneider. Die größte Rolle aber spielten in den meisten schlesischen Städten die Tuchmacher oder Wollweber. So standen z. B. in Glogau 1619 230 Tuchmacher 40 Bäckern und Schuhmachern, 84 Kürschnern und 38 Bierbauern gegenüber. Stadtobrigkeit und Innungsmeister sahen auch streng darauf, daß nicht etwa ein Gewerbe in die Tätigkeit des andern übergriff und Gegenstände fertigte, die nur diesem zukamen. Es mutet uns heute seltsam an, wenn wir hören, daß der Tischler wohl die Fensterumrahmung machte, aber nicht die Rahmen der Fensterflügel; das war Sache der Rahmenmacher, diese aber durften nun nicht etwa die Scheiben einziehen; denn damit hätten sie sich einen Übergriff in die Rechte des Glasers erlaubt.

Wer Meister werden wollte, mußte erst seine Zeit als Lehrling und Geselle durchgemacht haben und als solcher gewandert sein. Dann aber mußte er vorher auch das Bürgerrecht in der Stadt, wo er seinen Wohnsitz nahm, erworben haben. Häufig wurde auch die Bedingung gestellt, daß er bis zu einer bestimmten Zeit sich verheiratet habe. Um bald in ein sicheres Brot zu kommen, führte deshalb mancher eine Meisterstochter oder Meisterswitwe heim und nahm wohl auch daran keinen Anstoß, wenn sie weit älter war, als er selbst. Die baldige Verheiratung war allerdings insofern



Mariensäule in Oberglöckau

nötig, als die Gesellen und Lehrlinge im Hause des Meisters lebten und von ihm Kost und Wohnung erhielten. Meistersöhne aus der Stadt hatten natürlich vor Fremden den Vorzug, und daher kommt es, daß sehr viele sich wieder dem Berufe ihres Vaters zuwandten. Das ist überhaupt für fast alle Stände und Berufe des Mittelalters bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts von Wichtigkeit, daß die Kinder fast immer in dem Stande und Berufe ihres Vaters blieben. Dadurch wurde vielen das Fortkommen sehr erleichtert, anderen aber auch erschwert. Denn es gab eine Anzahl Berufe, deren Mitglieder nicht als ehrlich galten, d. h. die als Menschen geringerer Art angesehen wurden; dazu gehörten z. B. die Scharfrichter, Schinder, Totengräber, merkwürdigerweise aber auch die Leinenweber. Einen Scharfrichtersohn nahm kein ehrsamere Meister in die Lehre; hätte er es aber wirklich versucht, so würden die Gesellen und die anderen Lehrlinge sich geweigert haben, mit ihm zusammen zu arbeiten.

Manche Handwerker zwang ihr Beruf auf der Straße oder in den Höfen zu arbeiten, wie etwa die Schmiede und Stellmacher, aber auch andere schafften, wenn es ging, im Freien, vor den Häusern oder unter den Lauben. Die niedrigen Stuben mit den kleinen Fenstern, die mit schlechtem Glase ausgefetzt waren, waren häufig auch zu dunkel dazu. Manche Gewerbe waren durch die Art ihrer Arbeit auf gewisse Stellen beschränkt; so hatten z. B. die Tuchmacher ihre Rahmen gewöhnlich am Rande der Stadt, an dem Ufer des vorüberfließenden Wasserlaufes. Dort hatten auch die Gerber ihre Stätte, damit durch den üblen Geruch der Felle die übrige Bürgerschaft nicht belästigt wurde.

Durch seine Geburt gehörte also jeder Mensch einem bestimmten Stande an und war häufig genug auch äußerlich durch eine bestimmte Tracht kenntlich. Aber es liegt ja in der Menschenseele begründet, daß mancher, besonders wenn er vermögend ist, nach außen zu mehr scheinen möchte, als er seinem Stande nach ist. So ahmte der und jener Handwerksmeister, besonders aber die Meisterin und ihre Töchter, nur zu gern die Trachten der Kaufmannsfamilien nach, und diese wollten es wieder den Edelleuten, die zur Stadt hereinkamen, wohl auch in ihr wohnten, gleichtun. Da aber legte sich die Obrigkeit ins Mittel und verbot es, erließ auch be-



Die Junkerngasse in Goldberg

sondere genaue Vorschriften, wie die einzelnen Stände gekleidet gehen sollten, welche Stoffe sie tragen durften und welche nicht. Aber nicht nur darauf beschränkte sich der Eingriff der städtischen oder fürstlichen Behörden. Sie sahen auch darauf, daß bei Festlichkeiten, bei Laufen, Hochzeiten u. a nicht zu große Verschwendung getrieben wurde, und schrieben deshalb sogar die Zahl der Gänge bei Tisch, die Anzahl der Paten bei Laufen und ähnliches vor. Das war an sich recht heilsam, da zum Beispiel Hochzeiten tagelang dauerten und große Geldsummen verschlangen, die wiederholte Einschärfung dieser Verordnungen läßt uns aber auch erkennen, daß sie häufig genug übertreten wurden.

Solches Treiben aber gehörte nicht zum Alltagsleben, ebensowenig wie die mannigfachen Feste, die das Einerlei deselben unterbrachen. Wollen wir die Menschen in ihrem Alltagsstreiben belauschen, dann müssen wir in die Häuser selbst gehen. Am Ringe und in den Hauptstraßen fällt uns da und dort ein Haus mit einem großen Portal auf; dieses führt in eine gewölbte Halle, die bisweilen die ganze Breite des Hauses einnimmt. Wir sind an der Wohnstätte eines reichen Kaufherren. Meist aber sind die Türen eng, eng auch die Gänge, zu denen sie führen, eng und dunkel die Treppen, die zu den oberen Stockwerken hinaufsteigen. Wohl gibt es in ihnen ein größeres Zimmer, vielleicht nimmt es sogar die Breite der ganzen Hausfront von drei Fenstern ein, aber die übrigen Räume sind alle nicht groß, und viele von ihnen ebenfalls dunkel. Mühsam werden sie des Abends mit Talglichtern erleuchtet. Das war ein Fest für die Kinder, wenn die Mutter die Kerzen goß. Daß manche etwas windschief geriet, schadete nichts. Tropfte sie zu sehr, dann lag jedenfalls immer die Lichtpußschere bereit, um den sogenannten Räuber abzuschneiden. Jetzt gibt es solche Scheren fast nur noch in Museen. Einfach und schlicht, ja ärmlich ist gewöhnlich auch die Einrichtung des kleinen Bürgers, darunter aber doch auch manches gute Stück, das sich vom Ahn auf den Großvater, den Vater, Sohn und Enkel vererbt hat. Vor allem werden eine oder mehrere Truhen nicht fehlen, z. T. bunt bemalt, und wieder gibt es für die Kinder nichts Schöneres, als wenn Großmutter oder Mutter darin kramen und ihnen dabei eine oder die andere von den Herrlichkeiten

zeigen, die sie in buntem Wechsel enthält: die Brauthaube von Großmutter und Mutter, eine goldene Kette mit einem Maria-Theresia-Taler daran, ein uraltes Gebet- oder Gesangbuch und vieles andere. Reicher sieht es natürlich in der Wohnung des wohlhabenden Bürgers aus, bei dem reichen Kaufmanne, der vielleicht zugleich Bürgermeister ist, beim Stadtarzt und bei dem Edelmann, der in der Stadt ein Haus besitzt. Manch kostbares Stück, Schränke und Truhen mit eingelegter Arbeit, alte Ölgemälde, treffliche Gefäße in Gold und Silber, Kupfer und Zinn, aus solchen Häusern, die sich durch Jahrhunderte in der Familie fortgeerbt, findet man heute fast nur noch in den Sammlungen der Museen oder von Liebhabern von Altertümern. Im 18. Jahrhundert fängt der und jener Bürger an, sich ein Haus zu errichten, das größere Bequemlichkeit aufweist, das den ungehinderten Zutritt von Licht und Luft auch dem Treppenhause und den Nebenräumen gewährt. Die Form der Möbel wird leichter, die Farben der Wände werden heller; bisweilen sind diese schon mit Tapeten verkleidet. Statt der schweren Zinngefäße, der Fayencekrüge, legt der Besitzer Gewicht darauf, eine stattliche Anzahl feinen Porzellanzeugs aus berühmten Fabriken, z. B. Meißen oder Berlin, zu besitzen. Um nach der Arbeit des Tages im Freien einige Stunden zu genießen, legt sich der und jener einen Garten an, draußen vor den Toren oder auch im Zwinger zwischen den alten Stadtmauern. Denn diese dienen ja jetzt keinen kriegerischen Zwecken mehr. Und sicher fehlt in dem Garten auch ein freundliches, weiß angestrichenes Sommerhäuschen nicht, das vielleicht von einer geschmückten Urne bekrönt wird.

Es kommt damals auch die Sitte auf, daß der Bürger am Sonntage oder am langen Sommernachmittage zum nächsten Dorfe wallfahrtet, um dort in der „Tabagie“, die ein Gastwirt eingerichtet hat, sein Pfeifchen zu rauchen und bei einem Glase Dünnbier oder einer Tasse „Koffee“ mit feinesgleichen sich über die Ereignisse in der kleinen engen Welt des Städtchens zu unterhalten, über die neuen Steuern, die der König auferlegt hat, den Bau der Wasserleitung, die Pflasterung der Hauptstraße mit Kopfsteinen u. a., aber auch über das, was in der großen Welt geschieht:



Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,  
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,  
Wenn hinten, weit in der Türkei,  
Die Völker aufeinander schlagen.

---

Dann kehrt man abends froh nach Haus  
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Aber die meisten Bürger halten nicht viel vom Spaziergehen, und wenn wirklich die Tochter der Mutter gesagt hätte, sie wolle zu ihrem Vergnügen über Land gehen, wird sie sicher von ihr hören: „Ich bin auch nie spazieren gegangen; wenn du laufen willst, hast du genug im Hause herumzulaufen, und damit basta!“ Allzulange darf man außerdem nicht draußen weilen; denn frühzeitig schon werden die Tore geschlossen.

So sitzen denn abends die Bürger vor ihren Haustüren — bei fast keinem Hause fehlt eine Bank — die Männer mit der Pfeife im Munde, die Frauen mit dem Strickstrumpf in den Händen — und plauschen miteinander und dem Meister Nachbar, während die Kinder noch auf der Straße spielen. Zuerst heißt es dann für diese: Marsch, ins Bett, aber allzulange bleiben auch die Erwachsenen nicht draußen.

Zeitiger wie heutzutage wandert auch der Bürger heimwärts, der „zu Biere“ gegangen ist. Vielleicht hatte der Nachbar Schuster oder der Klempner an der Kinglecke den Kegel über seiner Tür herausgesteckt. Denn er war im Besitz eines brauberechtigten Hauses und durfte nun so lange, als der Vorrat reichte, sein Gebräu ausschenken. In seiner Wohnstube, die vielleicht auch noch seine Werkstatt war, saßen dann die ehrsamten Bürger beim Schoppen, oder sie schickten ihre Kinder oder Lehrburschen mit der Kanne hin, um den frischen Trunk zu holen. War das Bier alle, dann wanderte der Kegel zu dem nächsten brauberechtigten Hausbesitzer. Hatte er gar Doppelbier gebraut, dann hängte er einen Lannenzweig heraus, ein Gelock von Hobelspanen aber kündete an, daß es Drittelbier gab.

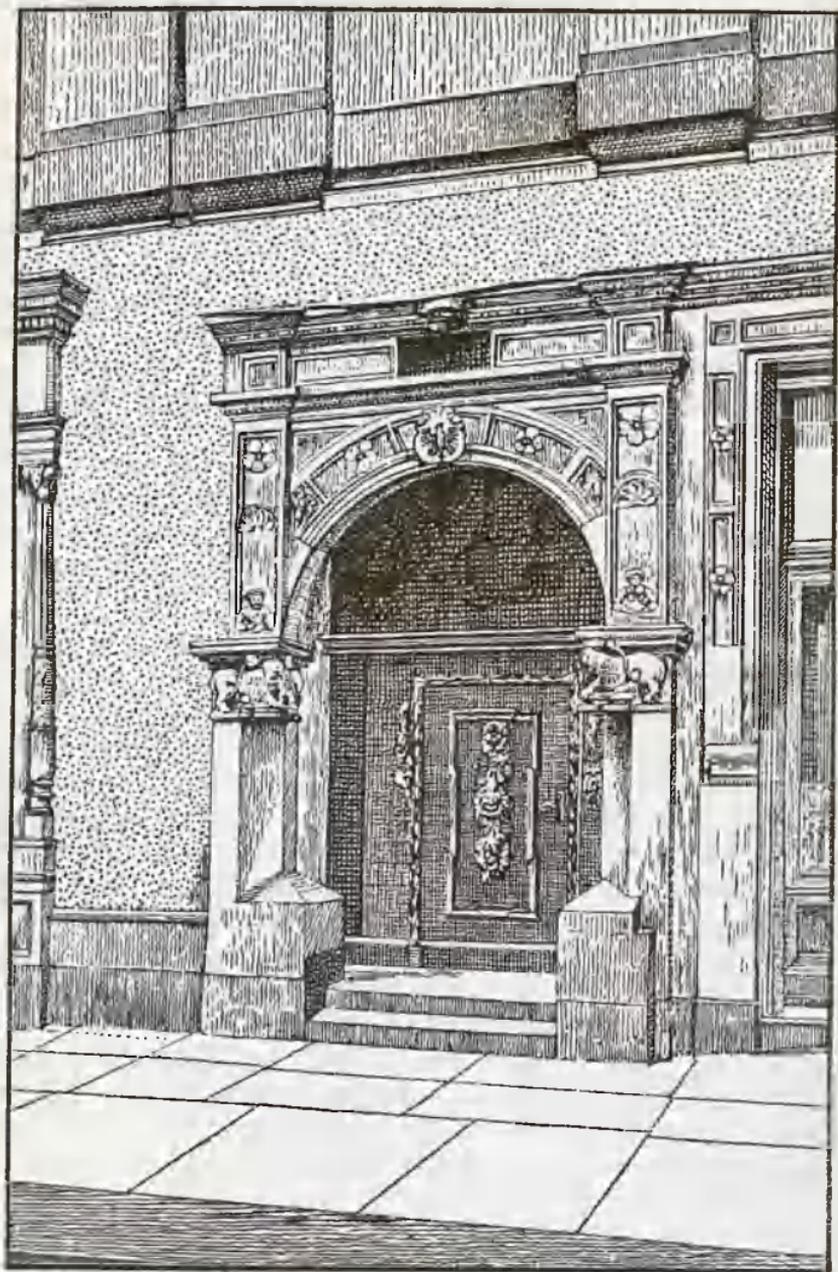
Still und stiller wird es im Städtchen, die Lichter hinter den Fenstern verlöschen, und nur der Nachtwächter schreitet mit dem Spieße und der Laterne in den Händen durch die

dunklen Gassen und läßt seinen Stundenruf erschallen, wenn die Uhr am Rathhausturm zum Schläge ausholt.

So fließt dem Bürger im ruhigen Gleichmaß der Tage das Leben hin.

Was draußen in der Welt vorgeht, kommt meist recht spät in unsern Ort. Eine Zeitung gibt es noch nicht, und nur ein paar Bürger halten vielleicht die seit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen in Breslau erscheinende „Schlesische Zeitung“ mit. Hin und wieder erscheint auf abgeklappertem Gaulle ein Musterreiter, d. h. ein Geschäftsreisender, und weiß im Gasthause oder wenn er seine Kunden besucht, etwas Neues zu berichten. Oder einer der Kaufleute kehrt von der Leipziger Messe zurück und bringt Neuigkeiten mit sich, dabei für den geistlichen Herrn oder den Stadtphysikus wohl auch ein Bücherpaket mit den neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkte, in ihm vielleicht auch ein neues Drama von Goethe oder irgend eine Gedichtsammlung eines der damals besonders beliebten Dichter.

Vielleicht rattert auch hin und wieder eine mit vier Pferden bespannte Extrapost über die holprigen Gassen und hält zum Pferdewechsel vor der Posthalterei. Dann drängen sich natürlich die Kinder, aber auch die Erwachsenen, um den Wagen und suchen zu erkunden, wer der Herr oder die Dame sind, die in ihm sitzen und so schnell von Ort zu Ort reisen. Klein und groß fehlt natürlich auch nicht, wenn die gewöhnliche, die sogenannte ordinäre Post eintrifft; das ist aber höchstens zweimal in der Woche der Fall. In Habelschwerdt z. B. erschien die Post von Glaz her sogar nur einmal wöchentlich, während ein Postbote zweimal die Briefe zwischen den beiden Städten beförderte. In Leobschütz kam eine vierspännige Post jeden Montag und Donnerstag von Ratibor über Bauerwitz abends an und fuhr am nächsten Morgen über Neustadt, Reiffe, Grottkau und Ohlau nach Breslau weiter. Hier langte sie Mittwoch und Sonnabends an. Um das hohe Porto zu ersparen, schickte man Briefe sehr häufig durch „Gelegenheit“, und ein Bürger, der etwa nach Breslau reiste, erhielt jedenfalls eine ganze Menge Briefe und Pakete mit. Ging es auch langsam, das schadete nichts. Man war schon darauf eingerichtet.



Renaissanceportal von 1551  
an der Burgstraße in Schweidnitz

Das Leben war jedenfalls minder hastig als heut; an Abwechslung fehlte es trotzdem nicht. Mehr wie gegenwärtig nahm die ganze Bürgerschaft an all den großen und kleinen Festen, kirchlichen wie weltlichen, teil, die sich durch das ganze Jahr hinzogen, und hatte schon an der Vorfreude und den Vorbereitungen dazu ihren Genuß.

# F e s t l i c h e T a g e

Ofter als heut begleiteten die Glocken von den Kirch- und Rathstürmen herab mit ihren Klängen das Leben des einzelnen Menschen und das der Gesamtheit der Bürger. Und nur zu oft mußten sie ihre Stimmen an Trauertagen ertönen lassen, wenn der Feind zum Angriff nahte, wenn die Flammen einer Feuersbrunst zerstörend um sich griffen, wenn ansteckende Krankheiten immer neue Opfer forderten und diese zu Grabe getragen wurden. Aber sie tönnten auch häufig genug zu festlichen Gelegenheiten und luden die Menschen ein, sich des Lebens zu freuen und aufzuatmen nach Tagen schwerer Arbeit oder auch nach trauriger Zeit des Unglücks.

Zur Erhebung und zum Trost in Mißgeschick riefen die Kirchenglocken die Bewohner der Stadt in die Gotteshäuser, an den Sonntagen, vor allem aber an den hohen Festtagen, die das Jahr schmückten und einst viel zahlreicher waren als in der Gegenwart. Und für viele, für die meisten, waren diese Tage Feiertage in des Wortes wahrster Bedeutung. Denn viel mehr wie gegenwärtig war das ganze Leben des Volkes aufs innigste mit der Kirche verbunden; mannigfache Gebräuche und Sitten knüpften an die religiösen Festtage an und machten schon in ihren Vorbereitungen die Leute froh und heiter. Wie wenn man schon vorher grüne Zweige sammelte, um zu Pfingsten die Häuser mit Maien zu schmücken. Ein ganz besonderer Tag war der Sonntag Lätare vor Ostern. Da steckten schon lange vorher die Jungen die Köpfe zusammen und besprachen sich eifrig, wie sie den „Lod“ aus Stroh und alten Lumpen machen würden. Und wenn der Vorabend des Lätaresonntags gekommen

war, dann zogen sie nach Dunkelwerden mit ihrer Strohpuppe durch die Straßen und Gassen der Stadt, hieben mit den zusammengesuchten Stöcken auf sie ein und sangen dazu:

Der Leiske-Tod  
Der frißt mein Brot,  
Den Käse läßt er liegen,  
Die Butter läßt er fliegen,  
Der Leiske-Tod, der Leiske-Tod!

Während die Alten an den Türen stehen und dem Treiben der Jugend lächelnd zusehen, dabei der eigenen Kinderzeit gedenkend, zieht sie mit ihrem Popanz weiter und versenkt ihn schließlich in ein nahes Wasser.

Der Jugend gehört dann auch der folgende Sonntag. Wieder durchwandert sie, Knaben und Mädchen, jetzt in einzelnen Häuflein, die Stadt und trägt ein Bäumlein mit sich; vor den Türen halten sie an und singen, freundliche Gaben heischend, die ihnen in Gestalt von Gebäck gern gewährt werden:

Rote Rosen, rote,  
Die blühen auf 'n Stengel,  
Der Herr is schön, der Herr is schön,  
Die Frau is wie ein Engel.

Der Herr, der hat 'ne hohe Mütze,  
Er hat sie voll Dukaten sitzen,  
Er wird sich wohl bedenken,  
Er wird mir wohl was schenken,  
Er wird sich wohl besinnen,  
Er wird mir wohl was ginnen (gönnen),  
Sei's Winter oder Sommer.

Lätare heißt zu deutsch: Freue dich, und sicher war dieser Sonntag ein großer Freudentag für die Jugend. Der Gebrauch stammte noch aus der Heidenzeit; damit sollte der Wegzug des bösen Wintergottes und der Einzug der holden Frühlingsgöttin gefeiert werden. In ähnlicher Weise war auch sonst mancher alte Gebrauch an christliche Feste angelehnt worden. So z. B. der Umzug zur Weihnachtszeit. Da hatten sich einst die Leute als Gott Wodan, seine Gemahlin und sein Gefolge verummmt und waren von Haus zu Haus



Sommersingen

gezogen. In der christlichen Zeit aber war daraus das Christkind und der Ruprecht oder auch der Nikolaus geworden. Und um Neujahr herum wanderten Knaben in weißen Hemden und goldenen Papierkronen auf den Köpfen als die heiligen drei Könige von Schwelle zu Schwelle und baten durch mannigfache Gesänge um freundliche Gaben.

Noch heut, mehr noch aber in der Vergangenheit, sind auch die Jahrmärkte, die jährlich zu bestimmten Zeiten stattfinden, Festtage für die ganze Bevölkerung, vor allem aber wieder für die junge Welt. Welche Freude schon, wenn die Bretter zu den einzelnen Buden angefahren wurden und sie sich auf ihnen tummeln konnte! Dann aber die Lage selbst. Was für Herrlichkeiten, besonders an schönen, bunten Pfefferkuchen, gab es da zu schauen, und was das wichtigste war, für ein paar Pfennige zu erwerben! Und noch viel Merkwürdigeres war außerdem zu sehen.

Da sang unter der Begleitung eines Leiertastens, den der Mann drehte, seine Frau schöne neue Lieder von scheußlichen Mordtaten und Unglücksfällen und wies dabei auf die grell bunte Leinwand, auf der das alles abgemalt war. Auch Schaubuden hatten sich eingefunden, entweder auf dem Ringe selbst oder draußen auf dem Platze vor dem Schützenhause.

Natürlich fehlten sie auch nicht zu anderen Zeiten. Man konnte bei solchen Gelegenheiten durch Paschen oder auch am sogenannten Glückstopfe, einer Art Lotterie, schöne Gewinne machen, oder man schlug nach dem Hahn. Das beschreibt uns ein alter Breslauer Bürger folgendermaßen: „Sie haben einen Hahnen in einen Schranken verordnet und gedrehte Hölzlein, so inwendig hohl, zurichten lassen. Wer nun mitwerfen wollte, hat ein solches Hölzkel mit anderthalb Pfennigen lösen müssen, und welcher den Hahn erwarf, daß er tot blieb, dem war der Hahn und bekam eine zinnerne Kanne.“

Hin und wieder zeigte auch ein Seiltänzer an, daß er seine Künste in der Stadt vorführen und seine Großmutter auf einer Schubkarre über das Seil fahren werde. Dann wurde dieses vom Ratsturme nach einem gegenüberliegenden Hause gespannt. Wenn der Tag gekommen war, waren alle Fenster der Ringseiten, von denen aus man das Schau-



Auf dem Jahrmarkt

spiel sehen konnte, dicht besetzt, und auf dem Platze stand die Bürgerschaft dicht gedrängt, Kopf an Kopf, bis der bunt gekleidete Künstler auf dem Rathsturm erschien und eine scheußliche Puppe über das Seil fuhr. Manchmal kam wohl auch ein Unglück dabei vor. Über einen solchen Fall berichtet eine alte Glogauer Chronik: „Den 20. August 1581 ist ein Seiltänzer vom Seigerturm (das war ein kleinerer Turm an der Südwestecke des alten Rathhauses) dreimal herabgefahren. Zum ersten Male hat er sich die Schuhe, Strümpfe und das Wams auf dem Seile aus- und wieder angezogen. Zum anderen Male hat er einen Jungen auf der Radwer herabgefahren. Zum dritten Male ist er auf dem Seile geflogen und hat sich bei dem Fliegen unten gegen die Säule dergestalt gestoßen, daß Haut und Haare von seinem halben Kopfe hängen geblieben, wovon aber die Ursache gewesen, daß die Wollsäcke nachgegeben und gewichen.“

An demselben Orte fand am 27. Februar des folgenden Jahres im Schloßhose ein Kampf zwischen einem Löwen und einem Stiere statt, in dem dieser den Kürzeren zog.

Eine der größten weltlichen Feiern, auf die sich jung und alt schon lange freute, war fast in jeder Stadt das oft in der Pfingstwoche abgehaltene Schützenfest oder Königschießen. Die Ursprünge dieser Schießen gehen auf die Zeit der Hussitenkriege zurück. In ihnen, wo immer wieder die Städte von den wilden Scharen der Böhmen angegriffen oder erstürmt wurden, hatte es sich gezeigt, wie wichtig es war, daß die Bürgerschaft in der Führung der Waffen bewandert sei. So kamen denn die Bürger zusammen und übten sich im Armbrustschießen, oft in dem sogenannten Zwinger, dem Raume zwischen der inneren und äußeren Stadtmauer. Deshalb führt noch heute die Gesellschaft christlicher Kaufleute in Breslau, die aus einer solchen Schützenbruderschaft hervorgegangen ist, den Namen der Zwingergesellschaft. Später bewirkten die drohenden Einfälle der Polen und Türken, daß diese Gesellschaften eine festere Ordnung erhielten und von den böhmischen Königen mit Vorrechten ausgestattet wurden. Allmählich trat natürlich die Flinte an die Stelle der Armbrust. Nun erwarben die Schützengilden ein Grundstück vor der Stadt und errichteten dort Schießstände. Es wurde zu Pfingsten nach dem „Vogel“

auf einer hohen Stange geschossen, und der Sieger wurde Vogelkönig. Am Anfange der Festtage wurde der alte König in feierlichem Zuge nach dem Schießhause geleitet, am Schluß der neue ebenso nach der Stadt zurückgeführt. Die ganze Stadt war in festlicher Bewegung, und auf dem Platze vor dem Schießhaus drängte sich die fröhliche Menge zwischen den zahlreich errichteten Schau- und Paschbuden, wie es ja noch heute meist der Fall ist.

Für den König waren mit seinem Amte manche Ehren und Einnahmen, aber auch Ausgaben verbunden. In Glogau erhielt er z. B. im 16. Jahrhundert einen roten Samtrock, eine zinnerne Kanne, Handschuhe und ein Duzend Nösel Wein und war das ganze Jahr von allen Steuern und Abgaben frei. Dafür mußte er aber der Gilde einen Festschmaus geben und den Vogel um zwei Lot Silber ausbessern lassen.

Noch größer war die Freude, wenn in einer Stadt ein Kränzelschießen stattfand. Diese entsprachen unseren heutigen Provinzialschützenfesten. Ihren Namen haben sie daher, daß die Stadt, die das Festschießen veranstaltete, ein silbernes Kränzlein stiftete, das mit goldenen Rosen und Perlen verziert war. Es wurde nach Beendigung des Schießens von dem Bürgermeister den Abgeordneten derjenigen Stadt überreicht, die das nächste Kränzelschießen veranstalten wollte. Wir besitzen unter anderem eine dichterische Schilderung des Kränzels- oder Freischießens, das der Rat der Stadt Reisse auf Anordnung seines Landesherrn, des Bischofs Karl, Erzherzogs von Osterreich, im Mai des Jahres 1612 veranstaltete. Das Fest wurde durch den Besuch fürstlicher Gäste ausgezeichnet. Es erschienen der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg, die beiden fürstlichen Brüder von Liegnitz und Brieg, der Herzog Karl von Münsterberg-Dels und andere. Was gab es da alles zu sehen, schon, wenn die hohen Gäste, ihrem Rang entsprechend eingeholt, in die alte Bischofsstadt einzogen! Aber auch die bürgerlichen Gäste, die Schützengilden der schlesischen Städte und von anderwärts her, wurden feierlich in die Stadt geführt. Das geschah besonders, als die Breslauer Schützen erschienen. Ihnen hatte der Bischof seinen eigenen geschmückten Wagen entgegengeschickt. An der Spitze des Zuges ritt



Breslauer Bürgerschütze von einer Zielscheibe 1566

ein bunt gekleideter Trompeter, welcher wacker aufblies und eine rotweiße Fahne mit dem Meißner Stadtwappen trug. Natürlich fehlte es auch nicht an reichlicher Bewirtung, bei der der Wein in Strömen floß.

Dann kam der Tag des großen Festzuges zum Schießplatze. Wie mögen sich da die Leute auf den Straßen gedrängt haben, um all die Pracht zu sehen! An der Spitze schritten sieben Knaben in bunter Tracht, mit Kränzlein auf den Häuptern; sie trugen die kostbaren Gewinne, sieben andere die dazu gehörigen Fahnen. Ihnen folgten vier Hanswürste oder Pritschenmeister, darauf die Zieler und Männer mit der Scheibe. Auf ihr war in allen möglichen Farben ein großer Husar gemalt. Zwischen anderen Pritschenmeistern schritten dann die Musikanten, die die Pauken weidlich bearbeiteten und ihre Trompeten ertönen ließen. An sie schlossen sich die Schützen an, zuerst der Meißner Armbrustkönig, dann der Büchsenkönig und die sogenannten Neuner. Den Schluß bildeten die auswärtigen Schützenbrüder.

Auf dem Schießanger löste sich der Zug auf, und die Vertreter der einzelnen Städte begaben sich in die für sie errichteten, fein ausgestatteten Buden, um dort eine Erfrischung einzunehmen. Bald aber verkündeten laute Trompetentöne das Nahen des Bischofs und seiner fürstlichen Gäste. Schnell stellte man sich wieder in Reih und Glied auf und bildete Spalier. Um 2 Uhr begann das Schießen, bei dem der Landesherr die ersten drei Schüsse abgab; ihm folgten die Fürsten und der anwesende Adel, endlich kam die Bürgerschaft zu ihrem Rechte. 34 Orte waren durch 177 Schützen vertreten. Ein Breslauer gewann den ersten Preis, einen vergoldeten Silberbecher im Werte von 20 Talern und eine damastene Fahne mit dem Wappen des Bischofs und einer Abbildung des Gewinnes. Ähnlich vergingen in Anwesenheit der Fürsten die nächsten Tage.

Damit wechselten Festmahle und andere Veranstaltungen. Natürlich gab es auch manchen anderen Zeitvertreib. Die Pritschenmeister hatten eine Bühne aufgeschlagen und trieben dort allerlei Poffen. Als zwei neugierige Jungen sich ihnen allzu sehr genähert hatten, hoben sie sie trotz allen Sträubens zu sich herauf, setzten ihnen Narrenkappen auf und prügelten sie unter dem Gelächter der immer mehr an-

wachsenden Menge tüchtig durch, um ihnen, wie sie sagten, die Schützenordnung beizubringen. Der Lärm wurde so groß, daß selbst die Fürsten herbeikamen und sich das Schauspiel ansahen. Außerdem veranstalteten die Brittschenmeister einen Wettlauf von alten Weibern, Mägden und Knaben. Die älteste von fünf alten Frauen gewann den Preis, einen Pelz aus Lammfell. Den zog ihr der Brittschenmeister Lampus aus Passau verkehrt an und tanzte dann mit ihr in lächerlicher Weise herum.

Festliche Tage waren es auch, wenn ein Fürst in eine Stadt einzog, mochte er vielleicht selbst als solcher das erste mal in seiner eigenen Residenzstadt erscheinen oder seine ihm eben angetraute Gemahlin einführen oder den Besuch eines anderen Herrschers empfangen. Solche Tage hat natürlich die Hauptstadt Breslau bis in das 17. Jahrhundert hinein am öftesten gesehen, aber auch viele andere Städte. Gab es doch im Mittelalter und auch später noch eine ganze Reihe selbst kleiner Städte, die Fürstensitze waren. Dann fehlte es natürlich nicht an Festeschmuck in den Straßen, an Ehrenpforten, an feierlichen Reden des Bürgermeisters oder der Geistlichkeit, mit denen die Ankommenden am Stadttore begrüßt wurden. Dabei wurde im 16. und 17. Jahrhundert alle mögliche Pracht entfaltet, wie es uns gleichzeitige Berichte erkennen lassen. Das wurde später anders, und es war wahrlich kein fürstlicher Prunk zu schauen, wenn der alte Fritz, besonders in den unglücklichen Jahren des Siebenjährigen Krieges, in eine seiner schlesischen Städte seinen Einzug hielt. Dafür schlugen ihm aber die Herzen der Einwohner um so freudiger entgegen, wenn auch nur Bauernpferde vor seinen Wagen gespannt waren. Wußte man doch, daß des Königs unermüdliche Sorge jedem seiner Untertanen galt und daß er stets bemüht war, die Wunden zu heilen, die Krieg, Brand und andere Not auch den Städten schlug.

Und diese Zuneigung übertrug sich auch auf seinen Neffen und Nachfolger Friedrich Wilhelm II. Auch ihm wurde überall, wo er erschien, in seiner Provinz Schlesien ein warmer Empfang zuteil. Wir wollen hier kurz von seinem Besuche in Ratibor im Jahre 1788 berichten. Am 19. August traf er abends vor sieben Uhr auf dem rechten Odeufer in

Begleitung des Kronprinzen von Gleiwitz her ein. In dem Bororte Bosak war eine Ehrenpforte errichtet. Als der König über die Oderbrücke fuhr, ertönten von den Schiffen aus Pauken und Trompeten, und dazwischen mischte sich das laute Getön von Böllern. In der Odervorstadt empfing ihn eine neue Ehrenpforte mit der Überschrift: Friedrich Wilhelm dem Vielgeliebten! Tannenbäume waren an der Einzugsstraße aufgestellt. Die Bürgerschaft hatte von der Brücke bis zu seinem Absteigequartier beim Kaufmann Wolf Aufstellung genommen. Von der Ehrenpforte an schritten sechs weißgekleidete Bürgertöchter dem Zuge voran und streuten Blumen, nachdem die älteste Tochter des Generalleutnants von Dalwitz dem Herrscher auf einem mit Silber besetzten Rosa-Atlasliffen ein auf weißem Atlas gedrucktes Gedicht überreicht hatte. Am Ziel der Fahrt schmetterten dem König wiederum Pauken und Trompeten entgegen, und die dicht gedrängte Menge rief: „Es lebe der König! Es lebe unser bester Landesvater!“ Nach Anbruch der Dunkelheit war die Stadt festlich erleuchtet. Auf dem Ringe erhob sich eine 30 Ellen hohe, mit Lampen geschmückte Pyramide, die an der Spitze den königlichen Namenszug trug. Unter den Transparenten fiel besonders eins auf; es zeigte einen Schornstein, in den ein Mann einen anderen hineinstürzte. Die Umschrift lautete:

Wer nicht gut Preußisch will sein,  
Den stürz' ich ins Feuer hinein.

Schon in der Nacht zwischen 4 und 5 Uhr setzte Friedrich Wilhelm II. unter den Klängen festlicher Musik seine Reise weiter fort.

Ehe wir unseren Rundgang durch die alten schlesischen Städte und ihre Geschichte beenden, müssen wir in ihnen noch eine merkwürdige Stätte auffuchen, die in der Entwicklung vieler eine große Rolle gespielt hat, das ist das Schloß. Bei diesem Worte tauchen in unserer Vorstellung prächtige Gebäude mit allem Schmuck auf, den die Kunst zu verleihen vermag. Gewiß hat es auch solche bei unseren Städten gegeben, wie wir sie noch heut zahlreich auf dem Lande als Sitze fürstlicher und adliger Geschlechter finden. Aber nur sehr wenige sind unverfehrt auf unsere Tage gekommen. In einigen Fällen spricht nur der Name einer engen Gasse, der Schloßgasse, oder der eines Platzes überhaupt noch davon, daß hier einstens ein Schloß oder eine Burg gestanden hat. In anderen Orten stehen sie wohl noch; vielleicht aber sind es jetzt neuere Bauten, die an der Stelle des alten Schlosses errichtet sind. Aber auch dort, wo dieses noch vorhanden ist, dient es schon längst nicht mehr seinen ursprünglichen Zwecken. Vielleicht befindet es sich in privaten Händen, oder es gehört dem Staate und dient als Gerichtsgebäude, als Lazarett oder zu anderem. Nur in einigen kleineren Städten sind die Schlösser noch heut im Besitze alter adliger Geschlechter.

Das alles hängt mit der Geschichte unseres Landes eng zusammen. Nachdem es sich unter Fürsten piastischen Stammes unabhängig von Polen gemacht hatte, trat in der Folgezeit in steigendem Maße eine Zersplitterung in kleinere Fürstentümer ein, und so kam es, daß sich überall auch bei kleinen Städten fürstliche Schlösser oder besser Burgen erhoben.

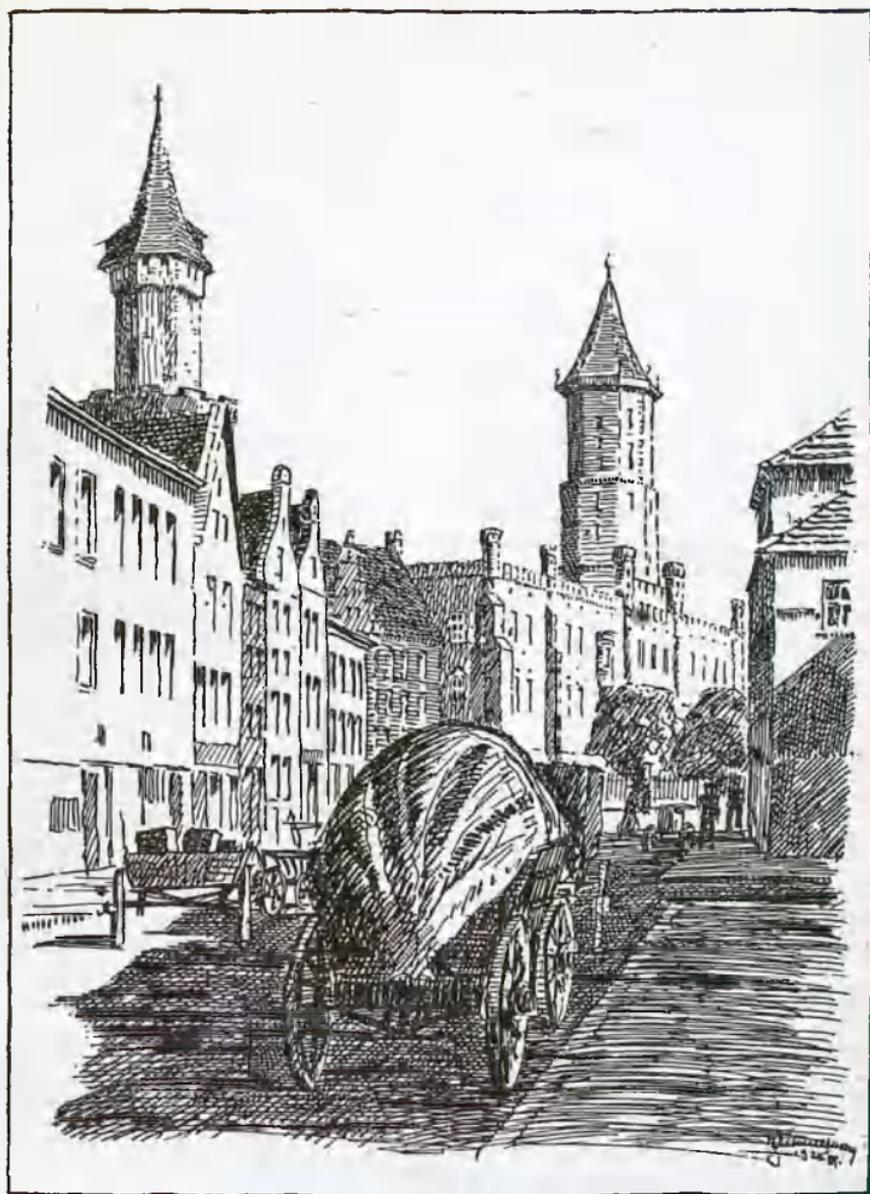


Portal der früheren fürstlichen Burg  
zu Schweidnitz 1537

Sie lagen an einer Ecke der Stadt, mit ihr durch die gemeinsamen Mauern und Gräben gegen feindliche Angriffe geschützt, aber auch gegen die Stadt selbst waren sie ihrerseits wieder durch solche abgeschlossen. Wir dürfen uns diese alten Bauten nicht zu prächtig vorstellen; denn auch die Vornehmen lebten bei uns zu Lande ursprünglich recht einfach und waren mit engen, niedrigen Räumen zufrieden, die Häuser selbst meist aus Holz oder Bindwerk aufgeführt. Nur die Verteidigungswerke waren fester und aus Stein oder Ziegeln erbaut. So ragen z. B. noch heut zwei mächtige Ziegtürme aus dem Mittelalter über das später erbaute Schloß in Liegnitz empor.

Erst im 16. Jahrhundert begann man auf Schmuck und Annehmlichkeit des Lebens größeres Gewicht zu legen. Aber da waren in einer größeren Anzahl von Fürstentümern die alten regierenden Geschlechter schon gestorben. Daher kommt es, daß nur in verhältnismäßig wenigen Städten reichere Schmuckbauten erhalten sind. Am unversehrtesten ist das Schloß in Ols, das jetzt zum Besitze des ehemaligen deutschen Kronprinzen gehört. Um einen viereckigen malerischen Hof herum liegen die vier Flügel des Schlosses mit ihren schmucken Giebeln, von einem hohen Turme weit überragt. Von der Stadt aus führt ein Torvorbau durch zwei reichgeschmückte Portale in das Innere. Über dem inneren Portal von 1563 ist das Steinbild des Erbauers dieses Teiles, des sogenannten Wittumsstockes, aufgestellt; es war der Herzog Johannes von Münsterberg-Ols.

Noch reicher und schöner ist das große Portal des Schlosses zu Brieg, das ebenfalls in dieser Zeit errichtet wurde. Hier saßen damals noch Fürsten aus dem Hause der Piasten, und einer derselben, Herzog Georg, ließ den schon von seinem Vorgänger begonnenen Neubau durch tüchtige Baumeister und Bildhauer aufs prächtigste weiterführen. Leider ist der herrliche Bau in recht trostlosem Zustande auf uns gekommen. Denn als Friedrich der Große 1741 die Stadt und Festung Brieg beschloß, wurde er zum größten Teile ein Raub der Flammen. Notdürftig wieder hergestellt, diente das Schloß seitdem als Magazin, bis es neuerdings die Stadt erwarb. Einige andere Schlösser liegen



Das Schloß in Liegnitz

schon seit längerer oder kürzerer Zeit ganz in Trümmern. Über der Stadt Volkshain erheben sich so, weit ins Land schauend, die Reste der malerischen Volkoburg, bei Frankenstein vor der Pforte zur Grafschaft Blaz blickt seit dem Dreißigjährigen Kriege das Blau des Himmels durch die leeren Fensterhöhlen der umfangreichen Burganlage.

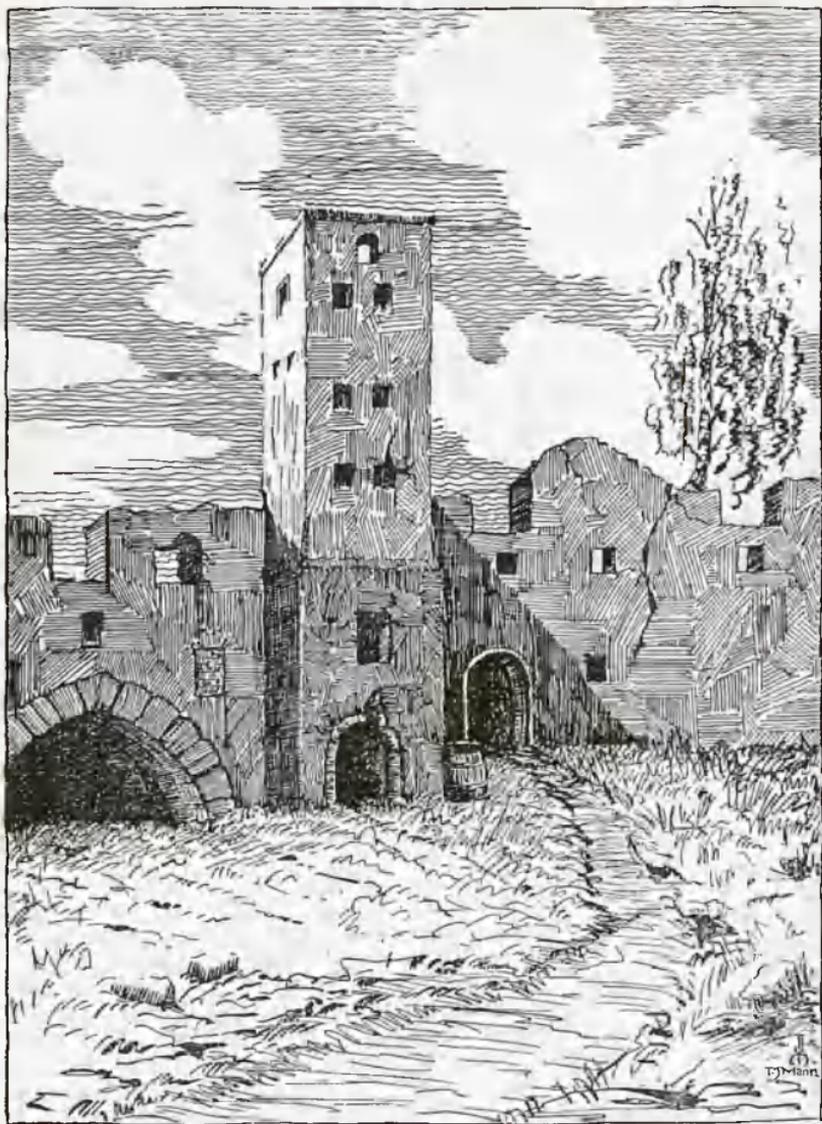
Wenn alle diese Reste der Vergangenheit erzählen könnten, was würden sie uns berichten von dem Leben ihrer Bewohner, von den Kämpfen, die um ihre Mauern tobten, von Greueln und Gewalttat schlimmster Art. In der einen Ecke des Schloßhofes in Glogau ist mit dem jüngeren Bau ein mächtiger alter, fast fensterloser Turm verbunden. Er heißt der Hungerturm. In ihn hatte Herzog Hans der Grausame im Jahre 1488 eine Anzahl Ratsherren der Stadt, die ihm nicht zu willens sein wollten, gefangen setzen lassen. Bis auf einen sind sie alle verhungert, als Hans die Stadt verlassen hatte. Wie weit ihn eine Schuld dafür trifft, läßt sich heut nicht mehr feststellen, aber noch an einer anderen Stelle schiebt der Volksmund die Schuld am Hungertode eines Menschen auf denselben Fürsten. Das ist in dem Städtchen Priebus im alten Glogauer Fürstentum. Auch dieses hat seinen Hungerturm. In ihn hatte 1472 der Herzog seinen eigenen Bruder Balthasar eingeschlossen und war dann weggeritten. Zu spät soll es ihm eingefallen sein; er fand ihn nur noch als Leiche vor.

Aber auch von freundlicheren Vorgängen könnten uns die alten Mauern berichten, von Festlichkeiten bei Hochzeiten, von Turnieren und später von Ringelstechen und anderen ritterlichen Künsten, die seit dem 16. Jahrhundert an Stelle jener getreten waren. Auch von üppigen Schmausereien und Trinkgelagen, besonders aber von letzteren. Denn die Fürsten und Edelleute jener Tage waren ein trinkfestes Geschlecht, das oft nicht eher aufhörte, bis der größte Teil betrunken am Boden lag. Das hat uns in trefflicher Weise der schlesische Ritter Hans von Schweinichen in seiner eigenen Lebensbeschreibung geschildert.

Das alles ist vorüber schon seit Jahrhunderten. Wo die Schlösser noch bis heutigen Tages erhalten sind, da spielt sich in ihnen das nüchterne Leben und Treiben des Alltags ab. Aber ganz tot ist die Vergangenheit nicht.

Ihre Geister gehen noch in ihnen um, und manches zaghafte Kind, manche furchtsame Magd scheut sich des Abends durch die dunklen Gänge oder über die schmalen Treppen zu gehen; denn wie leicht könnte sie der weißen Frau oder einem unholden Gespenst begegnen, das seit Jahrhunderten umgeht und keine Ruhe im Grabe finden kann. Besonders viel aber weiß sich das Volk von den weiten unterirdischen Gängen und Kellern zu erzählen. Solche Gänge sollen oft meilenweit vom Schlosse aus zu einem anderen Orte oder auf das freie Feld führen, und mancher Schloßherr oder seine Familie soll durch sie hindurch geflüchtet sein, wenn der Feind die Burg erobert hatte. In den Kellern aber haust gar vielerlei unheimlicher Spuk. Da war einmal in Frankenstein ein gottesfürchtiger Webergeselle, der ging am Grünen Donnerstag auf den Schloßberg spazieren, als gerade kein Mensch da war. Wie er nun an eine Stelle kam, wo eine Öffnung zu den tiefen Kellern hinabführte, da erschien ihm eine wunderschöne Frau mit langen goldenen Haaren und sagte ihm, er solle sie erlösen. Am Ostersonntag, Punkt 11 Uhr, solle er kommen und einen starken Stock mitbringen. Er werde furchtbare Dinge sehen, aber wenn er sich nicht fürchte und mutig wäre, so würde er den goldenen Schlüssel erringen. Der Geselle tat, wie ihm befohlen war. Als er aber am heiligen Ostertage an dieselbe Stelle kam, da ist ein ungeheurer, häßlicher Lindwurm aus dem Keller hervorgekrochen, der hat eine goldene Krone auf dem Haupte gehabt und in dem scheußlichen Maule den goldenen Schlüssel. Wohl hat sich der fromme Jüngling zuerst gewaltig erschreckt, bald aber hat er sich gefaßt, hat gerufen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“, und ist dem Ungetüm mit dem Stocke zuleibe gegangen. Aber vergebens hat er eine Stunde mit ihm gerungen. Als es zwölf schlug, ist der Drachen wieder in den Keller hinabgefahren, und im Schlosse hat es ein lautes Weinen und Jammern gegeben, als ob tausend Frauen klagten. Die arme Jungfrau aber muß nun wieder Hunderte von Jahren verzaubert bleiben.

Hätte der Webergeselle aber den Drachen zur rechten Zeit bezwungen, ehe die Glocke zu Mittag schlug, dann hätte er wohl nicht nur die Hand der holdseligen Frau erhalten,



Aus der Burgruine von Frankenstein

sondern wahrscheinlich auch viele Schätze, die in der Tiefe der Gewölbe verborgen liegen. Denn überall weiß sich das Volk von ungeheuren Schätzen zu erzählen, die in den Kellern der Schlösser und Burgen ruhen und die dem Glückskinde gehören werden, das den Zauber bricht. Ein solcher ungeheurer Schatz liegt auch in den Kellern der Burg Lähnhaus bei der Stadt Lähn. Ein geharnischter Ritter bewacht ihn, der bei Mondschein oft aus einem Loche hervorlugt. Unter der Burg Loft in Oberschlesien dehnt sich ein See aus. In dessen Mitte sitzt eine Ente auf goldenen Eiern. Wer die gewänne, der würde ein reicher Mann sein für immer. Aber er müßte, ehe er das Unternehmen wagte, drei Messen lesen lassen, und wenn er an das Ufer des Sees gelangt wäre, müßte er ihn durchschwimmen. Bis jetzt ist das noch niemandem geglückt, und so ruhen die goldenen Eier noch immer ungehoben in der Mitte des Wassers.

# Im letzten Jahrhundert

Wir haben in den vorhergehenden Abschnitten die alten schlesischen Städte durchwandert; wir haben gesehen, wie sie entstanden sind, wie die Bürger in ihnen lebten, wie sie traurige Zeiten durchmachten und ihre Feste feierten.

Jahrhunderte sind an uns vorübergezogen.

Noch heut stehen alle diese Städte, aber wenn wir jetzt durch ihre Straßen und über ihre Plätze gehen, dann fehlt vieles von dem, was wir in ihnen gesehen haben, und auch das Leben ihrer Bewohner ist anders geworden. Vor allem aber sind die meisten Städte gewachsen, haben sich über den alten Mauerring mehr oder weniger weit ausgedehnt.

Überall erblicken wir die Zeichen einer neuen Zeit. Wie fast auf allen Gebieten, so hat auch in den Städten das letzte Jahrhundert zum Teil ganz neue Verhältnisse geschaffen.

Einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der schlesischen Städte bildet das Jahr 1808. Zwei Jahre vorher war der unglückliche Krieg entbrannt, der Preußen die Hälfte seines Gebietes raubte und es von dem Willen Napoleons I. abhängig machte. Aber in dem so hart mitgenommenen und verarmten Staatswesen rührte sich bald neues Leben. Einsichtige Offiziere und Staatsmänner erkannten, daß große Veränderungen vorgenommen werden mußten, wenn Preußen die Stellung unter den Völkern wiedererhalten wollte, die ihm der große Friedrich im vergangenen Jahrhundert verschafft hatte. Unter General Scharnhorst wurde das neue preussische Heer geschaffen, das in den Befreiungskriegen den alten Preußenruhm wieder erneuern sollte. An die Namen des Reichsfreiherrn vom Stein und des Staatskanzlers von Hardenberg knüpfen die

Reformen an, die das bürgerliche Leben veränderten und zum Teil auf neue Grundlagen stellten.

Dazu gehörte auch die neue preußische Städteordnung, die von König Friedrich Wilhelm III. am 19. November 1808 als Gesetz verkündet wurde. Damit wurde den Städten die Selbstverwaltung wiedergegeben. Einst hatten ja fast alle diese besessen, aber die mannigfachen Mißverhältnisse hatten Friedrich den Großen veranlaßt, sie ihnen zu nehmen und sie unter die strenge Aufsicht staatlicher Beamten zu stellen. Von jetzt an sollten sich die Städte wieder selbst verwalten dürfen, wenn sich auch der Staat verschiedene Rechte, so z. B. die Bestätigung der Bürgermeister und Mitglieder des Rates, des Magistrats, wie er jetzt hieß, vorbehielt. Diese gingen nun aus der Wahl durch die Bürgerschaft selbst hervor. Zu diesen Zwecken wurde die Einrichtung der Stadtverordneten geschaffen. Das sind die Vertrauensleute der Bürger, die, von diesen gewählt, außer der Wahl der Beamten auch über die städtischen Gesetze in ihren Zusammenkünften zu beraten und zu beschließen hatten. Vor allem aber stand ihnen die Aufsicht über das städtische Geldwesen zu. Jährlich werden den Stadtverordneten bis heute die Einnahmen und Ausgaben zur Beschlußfassung vorgelegt, und sie entscheiden über ihre Annahme, ihre Herabsetzung oder Erhöhung im Einzelnen.

Im Sinne des Gesetzgebers sollten auf diese Weise die Bürger zur Selbständigkeit erzogen und mit Anteilnahme für ihre Gemeinde erfüllt werden. Das ist auch in der That geschehen, und heute würden sie die Rechte, die ihnen die Städteordnung gegeben hat, auf keinen Fall mehr missen wollen.

Allerdings legte sie ihnen auch vermehrte Pflichten auf. Eine Anzahl Bürger mußte im Magistrat ohne Bezahlung und Entschädigung in der Verwaltung der Stadt tätig sein; auch den Stadtverordneten erwachsen vielerlei Arbeiten und Mühen in den Belangen der Stadt. Die Städteordnung verlangte, daß nur solche Männer in diese Ehrenämter gewählt wurden, die lesen und schreiben konnten. Das war überall in den größeren Städten der Fall, aber in manchen ober-schlesischen Kleinstädten mußte man von dieser Bedingung absehen, da man sonst nicht die gesetzlich vorgeschrie-

bene Zahl von Stadtverordneten zusammengebracht hätte. So konnten z. B. in Tost noch 1816 von zwölf Stadtverordneten nur die Hälfte schreiben, die übrigen unterzeichneten die Verhandlungen über die Sitzungen nur mit Kreuzen.

Der Erlaß des Gesetzes war für die durch den Krieg schwer geprüften und mit Schulden überladenen Städte ein Lichtblick in trüber Zeit. Er wurde deshalb fast überall mit großer Freude begrüßt, zum Teil feierlich begangen. So war es z. B. in Glogau der Fall, obgleich in dieser Stadt und Festung seit ihrer Übergabe im Dezember 1806 noch feindliche Truppen lagen. Am Vorabende des festlichen Tages, des 28. August 1809, ertönten die Glocken aller Kirchen, und vom Rathsturm erscholl Choralmusik. Die ganze Stadt war beleuchtet. Am Festtage selbst fand ein feierlicher Zug vom Rathause nach der katholischen und dann nach der evangelischen Pfarrkirche statt. An ihm nahmen Magistrat, Stadtverordnete und Bezirksvorsteher teil, außerdem die Geistlichen aller Bekenntnisse, die Lehrer und Schulen, die uniformierten Bürgerkompanien und die Schützengilde, die Innungen usw. Von der evangelischen Kirche bewegte sich der Zug, in dem einer der ältesten Bürger auf einem weißen Atlasstücken die in roten Samt gebundene Städteordnung trug, nach dem Rathause zurück, wo der königliche Kommissar die neuen Stadtverordneten einführte. Daran schlossen sich noch verschiedene Festessen und am Abend Bälle.

Der Geist der neuen Zeit zeigte sich bald auch im Äußeren der Städte. In den meisten empfand man die alten Mauern und Türme, die seit Jahrhunderten ihren Schutz gebildet hatten, als störend und verkehrshemmend. Fast überall hören wir, daß schon in den ersten Jahrzehnten die Torhäuser und -türme niedergelegt wurden. Nur in seltenen Fällen vermochte der Einspruch der Regierungsbehörden oder kunstverständiger Männer die Zerstörung eines besonders schönen oder altertümlichen Baues zu hindern. Bald folgten auch die Stadtmauern. Heut besitzen nur noch Löwenberg und Patschkau größere Reste der mittelalterlichen Umwehrung. In vielen Städten dagegen muß man in verbauten Höfen und anderen abgelegenen Stellen

suchen, wenn man noch ein altes Stück der Stadtmauer finden will.

Die mächtig sich regende Freude an der Natur, die auch den Bürger erfaßte, bewirkte, daß nun statt der Mauer und des zugeschütteten Wallgrabens Promenaden angelegt wurden. In besonders umfassender Weise geschah es in Breslau, das damals seine noch heut von den Fremden bewunderte Promenade rings um die Altstadt erhielt. Hier blieben die alten Festungsgräben unter dem Namen Stadtgraben erhalten. In Brieg bepflanzte man 1819 das alte Festungsglacié zwischen dem Reisser und Mollwitzer Tor mit zwei Reihen von Bäumen. Das war der Anfang der schönen Promenaden der alten Oderstadt; später machten sich hier besonders der Syndikus Koch und der Kämmerer Mügel um ihre Vergrößerung verdient. Und so geschah es in den meisten Städten, selbst in den kleineren. In Leobschütz allerdings mußte 1844 durch Trommelschlag bekannt gemacht werden, daß das Baden des Viehes, besonders der Schweine, in der Zinna längs der Promenade verboten sei.

An den Promenaden liegen heut noch meist die Kirchhöfe. Früher hatten sie sich hauptsächlich um die Pfarrkirche in der Stadt ausgedehnt. Dem hatten schon Verordnungen der königlichen Behörden unter dem alten Fritz ein Ende gemacht. Die völlige Aufgabe des alten Brauches gehört aber erst dem 19. Jahrhundert an.

Die Verwendung der Dampfkraft zum Treiben von Maschinen führte allmählich eine große Veränderung in der Warenerzeugung herbei. Wenn sich auch an manchen durch ihre Lage begünstigten Stellen die Fabriken häuften, an anderen infolge des Vorhandenseins von Kohlen und Erzen Bergwerke und Hüttenanlagen sich um den Ort lagerten — ich erinnere nur an Waldenburg —, so erhoben sich doch auch bei kleineren Städten im Laufe der Zeit ein, zwei Fabriken mit ihren hohen Schornsteinen und gaben von dieser Seite aus dem Orte ein verändertes Aussehen.

Wenn erst das 19. Jahrhundert durch die Anlage trefflich gebauter Kunststraßen den Verkehr zwischen den Städten zu heben begann, so wurde das nach wenigen Jahrzehnten durch die Eisenbahn überholt. Sieben Jahre nachdem die erste Eisenbahn in Deutschland, zwischen den Nachbarstädten

Nürnberg und Fürth, eröffnet worden war (1835), wurde auf schlesischem Boden die Strecke Breslau—Ohlau gebaut, und diese dann in demselben Jahrzehnt nach Oberschlesien bis zur Landesgrenze gegen Osterreich weitergeführt. Zur selben Zeit entstanden die nieder-schlesisch—märkische und die Breslau—Freiburg—Schweidnitzer Linie. Manche Städte verhielten sich allerdings aus verschiedenen Gründen dem neuen Beförderungsmittel gegenüber ablehnend. Daher kommt es, daß bisweilen noch heut die Bahnhöfe abseits von ihnen liegen. Wo sie aber näher an ihnen errichtet werden konnten, zog sich bald von der Altstadt eine Straße zu ihnen hin, die mit Villen, aber auch mit Fabriken besetzt war, da diese natürlich zur schnelleren Beförderung ihrer Erzeugnisse die Nähe der Bahn suchten. Überhaupt wuchsen wenigstens die größeren über den ursprünglichen Mauerring hinaus. Das wirkte auch in anderer Beziehung verändernd ein. Während früher die begüterten Kreise der Bürgerschaft am Ringe und den nächsten Straßen gewohnt hatten, siedelten sie sich jetzt mit Vorliebe in den Vorstädten in Landhäusern an.

Das gab wiederum den alten Teilen der Städte am Ringe in sehr vielen Fällen ein anderes Gepräge. Die Häuser wurden zu Geschäftshäusern; in diesen wurden Läden ausgebrochen oder die alten Gebäude ganz niedergelegt und an ihrer Stelle zwei- bis dreistöckige Gebäude mit flachen Dächern aufgeführt. So ist manchmal das hohe Spitzgiebeldach ganz geschwunden. Am stärksten tritt das natürlich am Ringe von Breslau und den zu ihm führenden Straßen hervor. Aber es gibt wohl keinen Ort, wo nicht die neue Zeit sich auf diese Weise bemerkbar gemacht hätte.

Während wir im letzten Jahrzehnt wieder zu dem hohen Ziegeldach, das so malerisch wirkt, zurückgekehrt sind, bildet überhaupt das flache Dach ein charakteristisches Merkmal der Bauweise des 19. Jahrhunderts. Wir können es so auch bei allen möglichen öffentlichen Bauwerken, Schulen, Postgebäuden u. a. finden. Jedenfalls sind sie nicht so malerisch wie die Häuser der Vergangenheit, aber sie geben Zeugnis davon, wie sich das Leben im 19. Jahrhundert auf allen Gebieten, geistigen wie materiellen, entwickelt hat.

Das hängt auch mit den fortgeschrittenen Anschauungen über das Gesundheitswesen zusammen.

Die Hospitäler und Schulen lagen meist an engen, winkligen Gassen, oft im Schatten der hochragenden Kirchen. Luft und Licht waren abgesperrt. Die aber brauchen gerade die armen Kranken und die heranwachsende Jugend am meisten. Darum entstanden im letzten Jahrhundert gerade sehr viele Neubauten dieser Art, meist mit allen möglichen Mitteln ausgestattet, die die Fortschritte der Wissenschaft und Technik boten. Auch manches andere städtische Gebäude, vor allem das Rathaus, mußte ganz oder teilweise erneuert werden. Mit der Vergrößerung der Städte nahm auch das Schreibwerk zu; die Büroräume reichten nicht mehr aus oder waren zu eng, winklig und dunkel. Noch bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stand z. B. auf dem kleinen Ringe von Myslowik ein Rathaus aus Holzbalken roh gefügt, nur mit Räumen zu ebener Erde, rechts und links von der Haustür an der einen Langseite je ein größeres und kleineres Zimmer, ganz ähnlich also den Bauernhäusern, wie wir sie in diesem Gebiet finden. Aber auch das massive Rathaus von Beuthen in Oberschlesien, das an einer Ecke des Ringes lag, hatte bis zu seinem Abbruch 1877 nur ein Stockwerk und vier Fenster Front zum Marktplatz. Damit ergaben sich von selbst Neubauten, die heut in den an Bevölkerung stark gewachsenen Gemeinden allerdings auch nicht mehr ausreichen wollen.

Wenn einer der alten Bewohner unserer Städte, der vor hundert oder zweihundert Jahren gelebt hat, heut aus dem Grabe auferstände, so würde er gerade den Marktplatz am meisten verwandelt finden. Nicht nur, daß etwa das Rathaus und viele der Ringhäuser durch Neubauten ersetzt worden sind, auch sonst hat er sich stark verändert, ist vor allem gegen früher leerer geworden. Verschwunden sind meist die grundfesten Bauden, wie sich noch eine Anzahl um das Breslauer Rathaus herumziehen, verschwunden sind bis auf wenige Ausnahmen auch die Zeichen der städtischen Gerichtsbarkeit und Marktaufsicht, der Pranger, die Gerichtsplatte, die Wage u. a., auch mancher alte Brunnen hat weichen müssen. Dafür erhebt sich dort jetzt vielleicht ein Kaiserstandbild oder die Büste eines berühmten

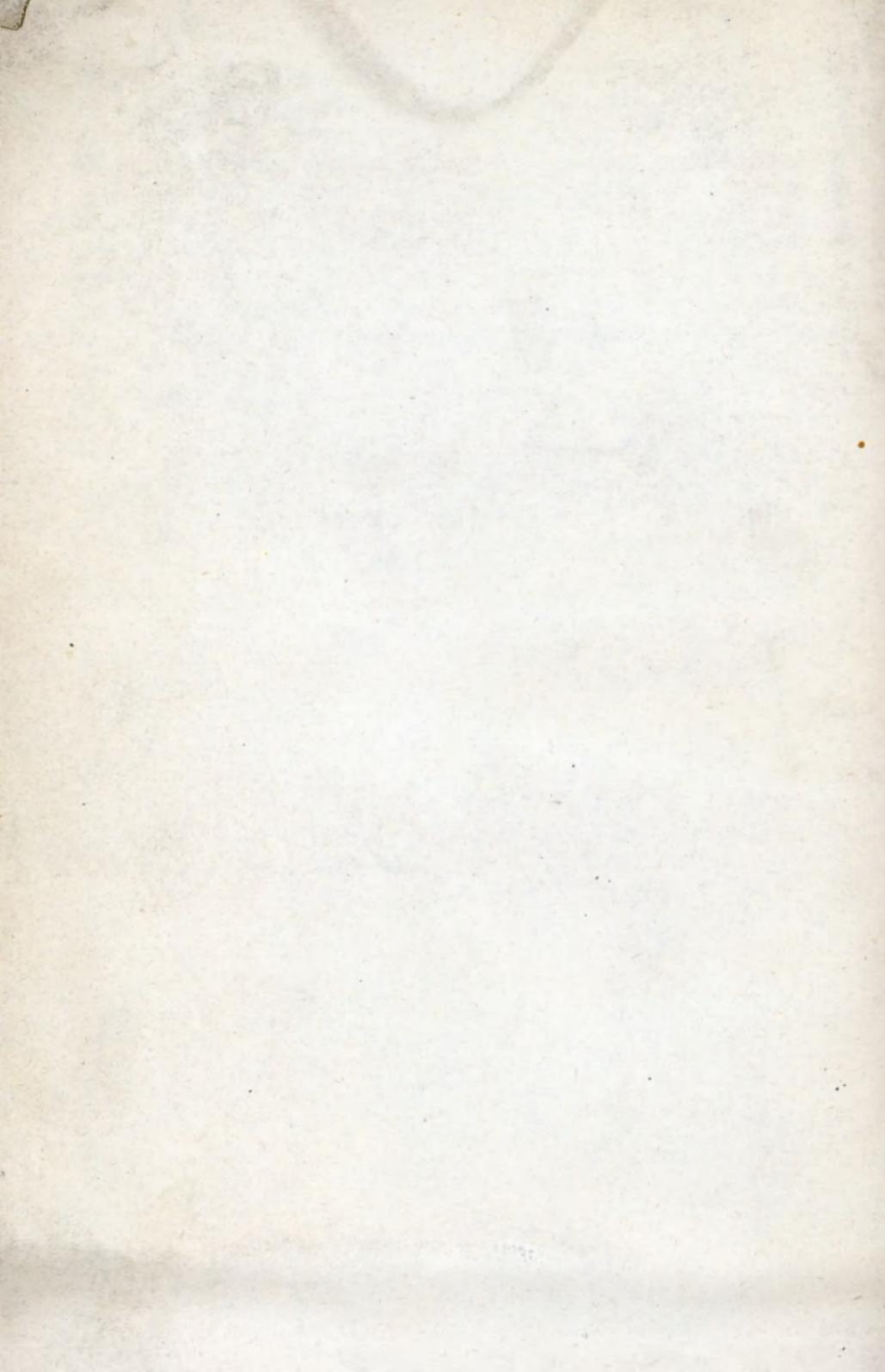
Sohnes der Stadt. Während früher auch der Marktplatz, ganz abgesehen von den Seitenstraßen, nach Eintritt der Dunkelheit im tiefsten Dunkel lag, erhellen ihn jetzt Gas- oder elektrische Lampen.

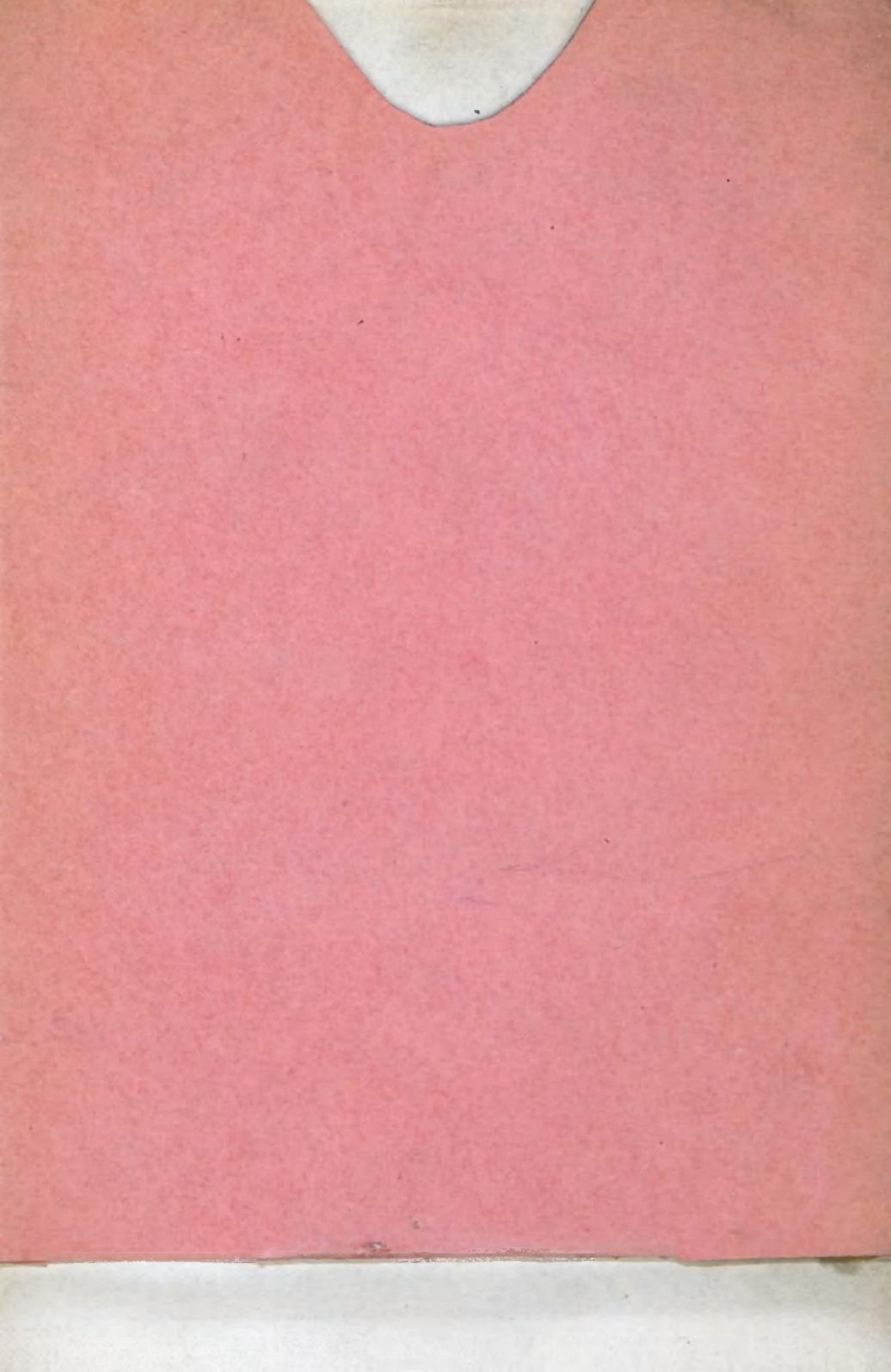
Auch in geistiger Beziehung ist es heller geworden. Die allgemeine Schulpflicht ist aufs strengste durchgeführt worden; Analphabeten, Leute, die nicht lesen und schreiben können, gibt es heute nicht mehr. Welch' ein Gegensatz zwischen den früheren, in schlechten, niedrigen Gebäuden untergebrachten Volksschulen der Kleinstädte Oberschlesiens und den stattlichen Bauwerken, in denen jetzt Unterricht erteilt wird! Selbst kleine Städte haben, besonders als nach dem ruhmreichen Kriege von 1870/71 die Bevölkerung und der allgemeine Wohlstand zunahm, höhere Schulen, Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen, gegründet. Wie klein, unscheinbar und inhaltlich arm selbst die Breslauer Zeitungen am Beginn des 19. Jahrhunderts noch waren, beweist am besten die Nummer der „Schlesischen Zeitung“ vom 20. März 1813, in der der bekannte Aufruf des Königs an sein Volk abgedruckt ist und die bei Gelegenheit der hundertjährigen Jubelfeier vielen Veröffentlichungen über die ruhmvollen Befreiungskriege in Nachbildungen beigegeben wurde. Heut hat jede Stadt ihre Zeitung, und wenn sie in manchen Orten auch nur dreimal in der Woche erscheint, so kommt sie doch in den meisten täglich in großem Format heraus und vermittelt den Bewohnern schnell die Bekanntschaft mit den wichtigsten Ereignissen draußen in der Welt und aus dem engeren Bezirk von Kreis und Provinz. Tagtäglich aber bringt die Post die großen Zeitungen der Provinzial- und Reichshauptstadt, und ganz wichtige Ereignisse bekommen die Einwohner in Sonderblättern ganz brühwarm zur Kenntnis.

Wer die Geschichte kennt und weiß, was in der Neuzeit auf allen Gebieten des Lebens erreicht worden ist, wird sich kaum in die fernere Vergangenheit zurücksehnen. Aber trotzdem wird er auch sie hochschätzen. Denn auch sie hat der Menschheit viel gegeben. Noch ragen viele Denkmäler aus ihr in unsere Gegenwart hinein. Da stehen noch die altersgrauen Kirchen da und bergen in ihrem Inneren oder am Äußeren oft hervorragend schöne Denkmäler aus Holz und

Stein, kostbares Gerät in edlen Metallen, Altäre, Kanzeln und Bilder von hervorragendem Kunstwert. Da erheben sich noch die alten hochragenden Ratstürme. Manch' malerisches Siebelhaus, manches schöne Portal, manche Heiligensäule erzählt uns von vergangenen Tagen. Wohl verlangt bisweilen die Neuzeit mit ihren berechtigten Ansprüchen auf Licht und Luft und auf erweiterte Verkehrsmöglichkeiten, daß noch das oder jenes alte Bauwerk, manchmal ganze Häuserreihen fallen, wo es aber irgend angeht, soll man das Erbe der Vergangenheit bewahren und schützen.







Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000699446



I 1170

**Pracownia Śląska**